

II. Buch.

Das Kapital als Produktionswerkzeug.

Die Theorie des Kapitales als Produktionswerkzeug hat die Aufgabe, das Auftreten des Kapitales in der volkswirtschaftlichen Gütererzeugung, sowie die Wirkungen dieses Auftretens zu schildern und zu erklären. Was über diesen Stoff zu sagen ist, gruppiert sich um zwei Hauptfragen: Wie entsteht das Kapital? und wie ist sein produktives Wirken beschaffen? — Mit der ersten Frage beschäftigt sich die Theorie der Kapitalbildung, mit der zweiten die Theorie von der produktiven Funktion des Kapitales.

Der Leser, der sich mit uns durch Dutzende von Kapitalzinstheorien und durch Dutzende von Kapitaldefinitionen hindurchgearbeitet hat, wird kaum mehr erstaunt sein, einer ähnlichen Meinungszerfahrenheit auch in den jetzt zu behandelnden Fragen zu begegnen. Zwar darüber herrscht kein Zweifel, daß das Kapital der Produktion höchst förderlich ist. Allein ich fürchte sehr, daß dies auch der einzige Satz ist, der unsere Nationalökonomen vollzählig vereinigt. Sowie man weiter fragt, worin denn jene Förderung bestehe, oder welchen Charakter die Mitwirkung des Kapitales an sich trage, dann ist es mit der Einigkeit zu Ende. Der Eine will den Nutzen des Kapitales darin sehen, daß es „Arbeit in Tätigkeit setzt“¹⁾, ein Anderer darin, daß es „Arbeit erspare“ oder „ersetze“²⁾, wieder ein Anderer darin, daß es selbst „Arbeit verrichte“³⁾; ein Vierter röhmt ihm nach, daß es die Herrschaft über die Kräfte der Natur vermittele⁴⁾, ein Fünfter, daß es den Zeitraum überbrücken helfe, der zwischen

¹⁾ „put into motion“: ADAM SMITH, II. Buch, V. Cap.

²⁾ „supplanting a portion of labour“: LAUDERDALE. Inquiry into the nature and origin of public wealth, Edinburgh 1804, p. 161 und öfters.

³⁾ Ebenfalls LAUDERDALE a. a. O.: „or from its performing a portion of labour...“ Ähnlich J. B. SAY: „Il faut, pour ainsi dire que les capitaux travaillent de concert avec l'industrie“, Traité I. Buch, III. Cap. a. E.

⁴⁾ Z. B. STRASBURGER, Hildebrandsche Jahrbücher, 17. Bd. (1871) S. 325; CAREY: Kapital ist das „Werkzeug, mittelst dessen der Mensch in Stand gesetzt wird, die Naturkräfte in seinen Dienst zu leiten“.

dem Anfang und dem Erfolg einer Arbeit liegt¹⁾). Einige sehen es als einen selbständigen originären Produktionsfaktor neben Natur und Arbeit an²⁾, andere, zwar als einen selbständigen, aber doch nur „abgeleiteten“ Faktor³⁾ wieder andere als eine bloße „Bedingung“⁴⁾, abermals andere nur als ein „Instrument“ oder „Werkzeug“ der Produktion⁵⁾. Ja, nicht einmal darüber vermögen sich unsere Theoretiker zu einigen, auf welche Weise jenes nützliche Hilfsmittel der Produktion zur Entstehung kommt. Fragt man freilich konkret, wie denn ein Hobel entsteht oder ein Pflug oder eine Dampfmaschine, so werden sie über den Werdeprozeß dieser Kapitalstücke wahrscheinlich sogar minutiöse Auskünfte mit vollständiger Sicherheit zu geben wissen. Sowie es sich aber um die Generalisierung dieser Beobachtungen handelt, scheiden sie sich in feindliche Lager: die Kapitalien entstehen durch Ersparung, sagen die Einen; nein, sagen die Anderen, sondern sie müssen produziert werden; auch das nicht, verkünden die Dritten, sondern sie entstehen durch beides zusammen, durch Ersparung und Produktion.

Daß man in diesen und ähnlichen Fragen zu keiner Einigung kam, ist ungleich befremdlicher, als daß man in den Zinstheorien uneins blieb. Denn die hier zu lösende Aufgabe war eine ganz andere und wesentlich leichtere. Während es sich in den Zinstheorien darum handelt, für wirklich sehr verwickelte Tatsachen die richtige Erklärung zu geben, war hier fast nichts zu tun, als Tatsachen richtig zu schildern; noch dazu Tatsachen zu schildern, die jedermann vollkommen geläufig sind. Kein Mensch ist, wie gesagt, darüber in Unkenntnis, wie ein Hobel oder eine Dampfmaschine entsteht. Nicht minder hat jedermann eine ausreichend genaue Vorstellung, was und wie ein Hobel, eine Maschine, ein Pflug oder ein Rohstoff in der Produktion wirkt. Es hätte nichts gebraucht, als daß man das Besondere dieser Fälle ausließ und das Typische derselben mit zutreffenden Worten schilderte, und eine Theorie der Kapitalbildung und Kapitalfunktion hätte sich beinahe von selbst geschrieben.

Daß man auch diese einfache Aufgabe verfehlte, kommt wohl daher, daß man die Tatsachen nicht unbefangen zu Worte kommen ließ. Statt Tatsachen einfach zu schildern, wie sie waren, deutete man an ihnen

¹⁾ „The single and all-important function of capital is to enable the labourer to await the result of any long lasting work, to put an interval, between the beginning and the end of an enterprise“. JEVONS „Theory of Pol. Ec.“ II. Aufl. 1879 p. 243.

²⁾ Zuerst wohl LAUDERDALE, der a. a. O. p. 121 u. öfter „land, labour and capital“ ausdrücklich als die drei „original sources of wealth“ bezeichnet. Nach ihm viele andere.

³⁾ Z. B. GIDE, „Principes d'Econ. Pol.“ 1884, p. 101 und 145.

⁴⁾ Z. B. KLEINWÄCHTER in Schönbergs Handbuch, II. Aufl., wo unter den „elementaren Faktoren der Produktion“ nur Natur und Arbeit, das Kapital dagegen nur unter ihren „Bedingungen“ aufgezählt wird.

⁵⁾ Z. B. CAREY.

herum und in sie hinein. Den einen Zug rückte man in den Vordergrund, den anderen stellte man zurück, einen dritten übersah man ganz, um dafür vielleicht einen vierten, der in den Tatsachen gar nicht vorhanden war, durch Auslegung in sie hineinzudeuten. Hatte man so seine eigene subjektive Ansicht recht gründlich in die Tatsachen hineingetragen, dann war es freilich kein Wunder, wenn jeder etwas anderes aus ihnen herauslas.

Ich halte es für die wichtigste Aufgabe des Theoretikers dieses Gebietes, den eben gerügten Fehler zu vermeiden. Um es mit Sicherheit zu tun, will ich die Darstellung der Tatsachen von ihrer Interpretation auch äußerlich scharf trennen. Demgemäß soll zunächst ein selbständiger Abschnitt in rein deskriptiver Weise den kapitalistischen Produktionsprozeß schildern. Erst wenn ein solider tatsächlicher Boden gewonnen ist, soll die Auslegung der Konstruktion nachfolgen; und zwar soll ein folgender Abschnitt die produktive Funktion des Kapitales, ein anderer die Theorie der Kapitalbildung entwickeln¹⁾.²⁾

I. Abschnitt.

Der kapitalistische Produktionsprozeß.

Ein in den allgemeinsten Umrissen gehaltenes Bild des kapitalistischen Produktionsprozesses haben wir schon bei einer früheren Gelegenheit entworfen²⁾. Einige Züge desselben erfordern nunmehr eine genauere Ausführung. Ich will das Bekannte kurz rekapitulieren und das Neue jedesmal am geeigneten Orte einflechten.

Alle menschliche Produktion zielt auf die Erlangung von Genussgütern ab. Die Entstehung der letzteren ist an naturgesetzliche Be-

¹⁾ In der vorausgegangenen Literatur finden sich m. E. die klarsten Einsichten in das Wesen der kapitalistischen Produktion bei RODBERTUS, JEVONS und C. MENGER. Namentlich die Ausführungen des Erstgenannten sind dort, wo sie nicht gerade durch Einflüsse seines einseitigen sozialistischen Standpunktes entstellt werden, von geradezu klassischer Lebenswahrheit und Durchsichtigkeit. Leider stören aber gewisse entstellende Züge recht empfindlich. Insbesondere gilt dies von der Vernachlässigung des Anteils, den die wertvollen Naturkräfte am Produktionswerk nehmen, und des Einflusses der Zeit: zwei Momente, die sich offenbar in den Rahmen der von RODBERTUS mit so großem Nachdrucke verfochtenen „Ausbeutungstheorie“ nicht recht einfügen ließen und daher unterdrückt wurden. Das Genaue siehe unten. — C. MENGER hat namentlich durch die Aufstellung der „Güterordnungen“ (Grundsätze der V. W. L. S. 7ff.) und der Gesetze, die die Güter verschiedener Ordnungen untereinander verbinden, einerseits einen glänzenden Beweis seiner klaren Einsicht in die verwickelten Erscheinungen des Produktionswesens geliefert, andererseits der späteren Forschung ein ungemein wertvolles Werkzeug an die Hand gegeben.

dingungen geknüpft. Zu ihrer Erfüllung müssen wir in bekannter Weise derartige zweckmäßige Kombinationen wirkender Kräfte herbeizuführen suchen, daß aus ihnen die gewünschte Stoffgestalt als naturgesetzliches Produkt hervorkommen muß. Sehen wir uns nun das Kräftematerial, das der Mensch zu diesen produktiven Kombinationen verwenden kann, etwas genauer an. Es setzt sich aus zwei der Größe nach sehr ungleichen Komponenten zusammen: erstens aus der enormen Masse von Kräfteleistungen, welche die Naturwelt aus freien Stücken jahraus jahrein vollbringt; und zweitens aus den viel spärlicheren Leistungen der natürlichen Kräfte, die im menschlichen Organismus selbst liegen.

Die Naturwelt, in deren Mitte der Mensch lebt, ist mit einer ungeheuren Menge von Kräften begabt, die in keinem Augenblicke müßig sind. Die Schwerkraft hält unseren Erdball zusammen und alle Dinge an ihm fest, sie läßt den Regen zur Erde fallen, sie wälzt die Ströme und Flüsse dem Weltmeere zu, setzt Ebbe und Flut in Bewegung, sie wirkt unaufhörlich an jedem Punkt unserer Erdrinde als Druck, Last, Pressung. Die Sonne sendet unserem Erdball Licht und Wärme zu und entwickelt damit eine Unzahl mechanischer und chemischer Prozesse, von denen die Vegetationsprozesse sowohl durch ihren geheimnisvollen Zauber, als durch ihre enorme Wichtigkeit für das Menschengeschlecht unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen. Ungezählt und unzählbar sind weiter die molekularen, die elektrischen, die chemischen Wirkungen und Gegenwirkungen, die jedes Teilchen des Naturstoffes auf seine Genossen ohne Unterlaß ausübt. Die Fülle aller dieser Kräfteleistungen, die die Natur ohne Zutun des Menschen in ununterbrochenem Strom in Bewegung setzt, können wir als den einen überaus wertvollen Zweig der produktiven Kräftedotation des Menschengeschlechtes ansehen: wir wollen sie seine Naturdotation nennen. Sie bildet einen unermesslichen Schatz, aus dem der produzierende Mensch schöpfen mag, so viel er will und kann. Noch ist freilich dieser Schatz nur zum geringsten Teile gehoben. Noch verrauschen weitaus die meisten Äußerungen der Naturkraft in Kombinationen, die von unserem menschlich-teleologischen Standpunkt nutzlos oder wohl gar schädlich erscheinen. Die gewaltigen Bewegungsleistungen der Ebbe und Flut, der Ströme und Wasserfälle, der atmosphärischen Bewegungen, die riesigen in unserem Erdball schlummern den elektrischen, magnetischen und Gravitationskräfte sind erst zum geringsten Teile nutzbar gemacht. Andere Kräfte wie die Vegetationskräfte unseres Bodens, sind es in höherem, aber noch lange nicht in vollkommenem Maße. Die jährlichen Fortschritte der Landwirtschaftskunst belehren uns nicht nur, den Bodenleistungen ein immer reichlicheres Maß von Nutzen abzugewinnen, sondern sie lassen uns zugleich ahnen, daß der Spielraum für solche Fortschritte noch lange nicht erschöpft ist.

Die Hebung jener natürlichen Schätze erfolgt nun in bekannter

Weise dadurch, daß wir aus dem zweiten Hauptzweig unserer produktiven Kräfte dotation, aus unseren persönlichen Kräften, Arbeitsleistungen auslösen, und diese mit den dazu geeigneten natürlichen Prozessen geschickt kombinieren. Alles, was wir in der Produktion erreichen, ist so das Ergebnis von zwei — und nur zwei — elementaren Produktivkräften: Natur und Arbeit. Es ist dies einer der sichersten Gedanken der Produktionstheorie. Das Menschengeschlecht findet eine Fülle natürlicher Prozesse vor und mischt die Betätigungen seiner eigenen Kräfte drein: was die Natur von selbst tut und was der Mensch dazu tut, das ist die Doppelquelle, aus welcher alle unsere Güter entspringen und entspringen müssen; für eine dritte elementare Quelle ist daneben kein Platz mehr.

Dagegen ist innerhalb jener beiden Elemente, die technisch alles zum Produktionswerk leisten, vom Standpunkte der Wirtschaft noch eine weitere belangreiche Unterscheidung zu ziehen. Aus dem breiten Strome natürlichen Geschehens, der dem Menschen überhaupt die Grundlage zu seinen produktiven Kombinationen liefert, nimmt nämlich ein Teil das Interesse der Wirtschaft besonders in Anspruch. Es sind dies diejenigen nutzbaren Darbietungen der Natur, welche uns nur in beschränkter, knapper Menge zugemessen sind. An sich ist zwar weder an Stoffen, noch an Kräften ein Mangel: Kohlenstoff und Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, überhaupt die meisten „Elemente“ sind an sich so wenig knapp, als Gravitationskräfte, elektrische, magnetische oder chemische Kräfte an sich knapp sind. Wohl aber können gewisse aus jenen Elementen aufgebaute spontane Kombinationen relativ selten sein, die dem Bedürfnis des Menschen in besonders glücklicher Weise entgegenkommen, wie z. B. nützliche Pflanzen, triebkräftige Gewässer, fruchtbare Boden, nutzbare Mineralien. Solche seltene Gaben und Leistungen der Naturwelt gewinnen für uns eine eigentlich wirtschaftliche Bedeutung. Wir müssen sie, wenn wir nicht töricht sind, nach dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit behandeln. Überflüssig vorhandene technische Elemente der Produktion, wie atmosphärische Luft oder Wasser oder Sonnenlicht mögen wir verwenden oder auch verschwenden, wie wir wollen, ohne dadurch im produktiven Erträgnisse eine Einbuße zu erleiden. Aber die seltenen technischen Elemente müssen wir schonen, sparen, voll ausnutzen: sie bilden mit einem Worte innerhalb der weiteren technischen die spezifisch wirtschaftliche Naturdotation des Menschen. — Da sich alle oder wenigstens fast alle seltenen Gaben und Leistungen der Natur an den Grund und Boden anknüpfen, so können wir ohne nennenswerten Fehler als Repräsentanten der wirtschaftlichen Naturdotation kurz die Bodenleistungen oder, um das gebräuchlichere Wort dafür zu sagen, die Bodennutzungen nennen¹⁾.

¹⁾ Bei dünner Bevölkerung können natürlich möglicherweise auch die Bodennutzungen oder wenigstens gewisse Bodennutzungen, z. B. der Holzwuchs, überschüssig

Das Seitenstück zu den Bodennutzungen bilden die Arbeitsleistungen des Menschen. Sie haben fast durchwegs wirtschaftlichen Charakter: teils weil sie gegenüber den weitgedehnten Anforderungen der menschlichen Bedürfnisse so spärlich zugemessen sind, daß auch durch die emsigste Ausnützung unserer Arbeitskraft unsere Güterwünsche nicht voll, geschweige denn überfließend befriedigt werden können; teils weil die Anspannung unserer Kräfte mit der Leidempfindung von Plage und Mühsal — wenigstens von einem gewissen Punkt an¹⁾ verbunden zu sein pflegt und schon darum zu sparsamer Haushaltung herausfordert.

Natur und Arbeit sind so die technischen, Bodennutzungen und Arbeit die wirtschaftlichen Elemente der Produktion. Diese letzteren sind die Pfunde, mit denen der produzierende Mensch auf dem breiten Nährboden der ungemein sich darbietenden freien Naturkräfte wuchert. Nur auf sie kommt für die Produktion wirtschaftlich etwas an, indem die technisch noch erforderliche Mitwirkung freier Naturkräfte ohne Frage und umsonst zufällt. Wer nur über die erforderlichen Bodennutzungen und Arbeitsleistungen verfügt, der erlangt auch das gewünschte wirtschaftliche Produkt; wer sie entbehrt, muß auch das Produkt entbehren; wer sie in doppelter oder nur in halber Fülle besitzt, der wird — bei gleichem Stande der Produktionstechnik — auch das doppelte oder nur das halbe Produkt erlangen. Sie allein sind es also, um die sich in der Produktion die Wirtschaft zu kümmern und die sie zu zählen hat: kurz, Bodennutzungen und Arbeit sind die elementaren wirtschaftlichen Produktivkräfte²⁾.

In welcher Weise gebraucht nun der Mensch diese seine originären Produktivkräfte? — Mit der Beantwortung dieser Frage lenken wir ein Stück weiter wieder in bekannte Bahnen ein.

vorhandene freie Güter sein: aber in unseren modernen Volkswirtschaften, auf deren Verhältnisse ich natürlich in der Darstellung vorzugsweise reflektiere, sind die Bodennutzungen (mit Ausnahme des wüsten Landes) durchweg wirtschaftliche Güter.

Über die Erfahrung, daß mit zunehmender Dauer der Arbeit die mit derselben verbundene Leidempfindung progressiv wächst, siehe schon GOSSEN, „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs“ 1854; dann JEVONS, „Theory of Pol. Ec.“, II. Aufl., p. 186ff.

Diesen, wie ich glaube, in den Tatsachen außerordentlich deutlich ausgeprägten Sachverhalt hat RODBERTUS tief verkannt, wenn er wiederholt und mit Nachdruck behauptet, daß die Arbeit die einzige Urkraft ist, mit der die menschliche Wirtschaft haushält, und daraus den Schluß zieht, daß alle Güter wirtschaftlich nur als Produkte der Arbeit allein aufzufassen sind. („Zur Erkenntnis unserer staatsw. Zustände“ I. Theorem: „Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes“ II. Ausgabe, II, S. 160; „Zur Beleuchtung der sozialen Frage“ S. 69.) Wenn wir heutzutage einen fruchtbaren Acker brach liegen lassen, oder ein Bergwerk oder eine Wasserkraft nicht ausbeuten, kurz, wenn wir wertvolle Bodennutzungen nicht bewirtschaften, handeln wir unserer wirtschaftlichen Wohlfahrt gerade so entgegen, als wenn wir Arbeit unwirtschaftlich vergeuden!

Um aus jenen produktiven Elementen Genußgüter darzustellen, kann der Mensch einen doppelten Weg einschlagen. Entweder er kombiniert jene wirtschaftlichen Produktivkräfte untereinander oder mit Leistungen der freien Naturkräfte in der Art, daß das begehrte Genußgut unmittelbar als Frucht der Kombination entspringt; er liest z. B. mit der Hand die vom Meere an den Strand gespülten Seetiere auf. Oder, er schlägt einen Umweg ein, stellt mit seinen Elementen zunächst ein anderes Gut und erst mit dessen Hilfe später das begehrte Genußgut her. Z. B. er fertigt ein Boot und Netze an und unternimmt erst mit Hilfe dieser Werkzeuge den eigentlichen Fischfang. Wir wissen bereits, daß die direkte Produktion identisch ist mit der kapitallosen, die indirekte mit der kapitalistischen Produktion, und daß die auf den Umwegen der indirekten Produktionsmethoden entstehenden Zwischenprodukte das sozialwirtschaftliche Kapital darstellen.

An die Einschlagung der kapitalistischen Produktionsmethode knüpfen sich zwei ebenso charakteristische als folgenschwere Konsequenzen an. Eine derselben wirkt als Vorteil, die zweite als Nachteil. Der Vorteil ist uns schon bekannt. Er besteht in der größeren technischen Ergiebigkeit dieser Methode. Mit dem gleichen Aufwand an originären Produktivkräften¹⁾ (Arbeit und wertvollen Naturkräften) kann man auf einem klug gewählten kapitalistischen Umwege mehr oder bessere Güter erzeugen, als man auf dem Wege der direkten kapitallosen Produktion hätte erzeugen können. Wir haben diesen Satz, der durch die tägliche Erfahrung vollständig sicher beglaubigt ist²⁾, im II. Abschnitte des I. Buches durch eine Reihe von Beispielen erläutert und auch eine Erklärung für ihn zu geben gesucht. Wir fanden sie darin, daß durch geschickt gewählte Umwege aus dem Riesenschatze der Naturkräfte neue Hilfskräfte herangezogen werden, deren Tätigkeit dem Produktionswerke zu Gute kommt. — Diese wohlbekannte Tatsache ist es, die man gewöhnlich unter dem Namen „Produktivität des Kapitals“ zu verzeichnen pflegt. Letztere Benennung trägt indeß in die Tatsachen bereits eine Auslegung hinein, deren Berechtigung wir erst in einem folgenden Abschnitte zu prüfen haben werden.

Der Nachteil, der mit der kapitalistischen Produktionsmethode verbunden ist, liegt in einem Opfer an Zeit. Die kapitalistischen Umwege sind ergiebig, aber zeitraubend; sie liefern mehr oder bessere Genuß-

¹⁾ So müssen wir jetzt richtiger sagen, statt die „Arbeit“ allein zu nennen, wie ich es, um weitläufigen Erklärungen auszuweichen, im II. Abschnitt des I. Buches getan habe.

²⁾ Ich glaube nicht, daß die Skepsis irgend eines Kritikers schon bei diesem Satze einsetzt. Die seit dem Erscheinen der ersten Auflage aufgetauchten kritischen Bedenken richten sich vielmehr gegen den im Texte sofort zu besprechenden Zusammenhang der Mehrerträge mit der zeitlichen Länge der eingeschlagenen Produktionsumwege.

güter, aber sie liefern sie erst in einem späteren Zeitpunkt. Dieser Satz gehört nicht minder wie der vorhergehende zu den Grundpfeilern der gesamten Lehre vom Kapitale. Auch die Funktion des Kapitales als Aneignungsmittel, als Rentenquelle, stützt sich, wie wir seinerzeit sehen werden, zum großen Teile auf ihn. Es wird daher meine Sache sein, ihn gegen die mancherlei Einwendungen und Mißverständnisse, denen der selbe begegnen kann und seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes tatsächlich begegnet ist, mit aller Sorgfalt sicherzustellen. Ich wünsche jedoch nicht, meine jetzige zusammenfassende Schilderung der Tatsachen des kapitalistischen Produktionsprozesses durch eine längere Einschaltung zu unterbrechen und ich will daher im Augenblick nur soviel an Erläuterung vorausnehmen, als mir zum Verständnis der ungesäumt fortzusetzenden Tatsachenschilderung unerlässlich scheint.

Es mag nämlich ausnahmsweise wohl vorkommen, daß eine indirekte Produktionsmethode nicht bloß besser, sondern auch rascher ans Ziel führt. Wer z. B. Früchte von einem hohen Baume herunterholen will, wird damit wahrscheinlich früher zu Ende kommen, wenn er erst eine Stange von einem andern Baume abschneidet und mit ihr die Früchte herunterschlägt, als wenn er den Fruchtbaum erklettert und die Früchte einzeln mit der Hand zu brechen versucht. Aber dies ist nicht die Regel: in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle müssen wir die Produktionsumwege unter solchen technischen Bedingungen beschreiten, daß wir eine Zeit lang und oft sehr lange Zeit auf die Erlangung der genußreifen Schlußprodukte warten müssen. Statt dafür Beispiele zu geben, die sich jedem Leser von selbst aufdrängen, will ich lieber darauf aufmerksam machen, daß in dem Zeitverlust, der mit den kapitalistischen Produktionsumwegen in der Regel verbunden ist, der einzige Grund jener vielbesprochenen und viel beklagten Abhängigkeit liegt, in der die Arbeiter gegenüber den Kapitalisten — anders steht es gegenüber den Grund-eigentümern — sich befinden. Würden die ergiebigen kapitalistischen Umwege ebenso rasch von der Hand in den Mund führen, als die kunstlose direkte Produktion, so stünde ja gar nichts im Wege, daß die Arbeiter auf eigene Rechnung den Umweg von Anfang bis zu Ende durchführten: sie stünden dann allenfalls noch in Abhängigkeit von den Grundeigentümern, die ihnen den Zutritt zu den Bodennutzungen verwehren könnten, die sie zum Anfangen benötigen, aber ganz und gar nicht mehr von den Kapitalisten. Nur weil die Arbeiter nicht warten können, bis der von ihnen mit Rohstoffgewinnung und Werkzeugsbau begonnene Umweg seine reife Genußfrucht liefert, kommen sie in wirtschaftliche Abhängigkeit von denjenigen, die die genannten Zwischenprodukte schon im fertigen Zustand besitzen, von den „Kapitalisten“¹⁾.

¹⁾) Es ist sehr charakteristisch, daß RÖBERTUS dort, wo er die wirtschaftlichen Wirkungen der Einschlagung von Produktionsumwegen schildert, sein Beispiel gerade

Selbstverständlich darf man unserem Satze von der zeitraubenden kapitalistischen Produktion auch nicht die Tatsache entgegenhalten, daß man mit schon fertig gestellten Kapitalstücken ein bestimmtes Produkt rascher herstellt, als ohne Kapitalshilfe; daß z. B. ein Schneidergehilfe zur Herstellung eines Rockes ohne Nähmaschine drei Tage, mit Hilfe dieses Kapitales nur einen Tag benötigt. Denn es ist klar, daß das Nähen mit der Maschine nur ein Stück, und zwar das kürzeste Stück des kapitalistischen Umweges ausmacht, dessen Hauptteil auf die Auffertigung der Nähmaschine fällt, und daß die Zurücklegung dieses gesamten Umweges erheblich länger als drei Tage dauert. —

Wir haben bis jetzt die kapitalistische Produktion als eine ununter-schiedene Masse der vollständig kapitallosen gegenübergestellt. Damit wird indeß den Tatsachen erst zum Teil Rechnung getragen. Denn es gibt auch innerhalb der kapitalistischen Produktion wieder Abstufungen, Grade, u. zw. genau genommen unzählige Grade des „Kapitalismus“. Man kann eben zur Erlangung eines Genußgutes Umwege von sehr ver-schiedener Länge einschlagen. Man kann Zwischenprodukte schaffen, aus denen man nach einem Monat, aber auch solche, aus denen man erst nach einem, nach zehn, nach hundert Jahren das definitive Genußgut empfängt. Es fragt sich nun, ob und welchen Einfluß solche Gradunter-schiede auf den Produktionserfolg nehmen?

Im Großen und Ganzen läßt sich beobachten, daß nicht bloß das erste Betreten, sondern auch nachfolgende Verlängerungen des Produktions-umweges mit einer jedesmaligen weiteren Steigerung des technischen Erfolges verbunden sind, nur daß bei fortschreitender Verlängerung des Umweges die Produktmenge in immer schwächerer Proportion zuzunehmen pflegt.

Auch dieser Satz stützt sich auf die Erfahrung und nur auf sie. Sein Inhalt ist als eine Tatsache der Produktionstechnik einfach hinzunehmen. Der Leser wird übrigens seine Richtigkeit leicht kontrollieren können, wenn er die Wege, die zur Erzeugung irgend eines Genußgutes führen, in Gedanken verfolgt. Brennholz z. B. kann man ganz leicht direkt ge-winnen, indem man sich auf das Auflesen dürrer Äste oder auf das Ab-

aus jener Minorität von Fällen auswählt, in welchen der Umweg auch „rascher zum Ziel führt“ (Das Kapital S. 236). Er läßt eben hier und sonst alle ökonomischen Momente, die die Erscheinung des Kapitalzinses begründen helfen — und zu diesen gehört in hervorragendster Weise der Zeitverlust, der mit der Durchführung ergiebiger Produktionsumwege verbunden ist — konsequent im Dunkeln, um die Entstehung der Rente einseitig den bestehenden Privatrechtsverhältnissen zur Last zu legen (z. B. a. a. O. S. 310f.). Das Privateigentum an Kapitalgütern würde aber für sich allein die Arbeiter gar nicht genieren, und sie würden die aufgerichteten „Schlagbäume“ der Kapitalisten ganz leicht umgehen können, wenn nicht die fatale Zeitdifferenz zwischen Anfang und Ende des kapitalistischen Produktionsumweges es ihnen unmöglich machen würde, den letzteren auf eigene Rechnung zurückzulegen.

brechen schwacher Zweige beschränkt. Ein kurzer Produktionsumweg führt zur Erzeugung und Anwendung einer steinernen Axt. Ein längerer Umweg führt dazu, aus der Erde Eisenerze zu graben, die zur Schmelzung derselben erforderlichen Brennstoffe und Geräte zu gewinnen, dann durch Schmelzung aus dem Erze Eisen, durch weitere Bearbeitung aus diesem Stahl und aus dem Stahl endlich eine wohlgeschärzte Stahlaxt zu bereiten. Noch weiter ausholend mag man für die Förderung der Erze künstliche Triebwerke und Rollbahnen, für die Schmelzung des Erzes wohlgerichtete Hochöfen, für die Formung und Schärfung der Axt besondere Maschinen bauen; abermals weiter ausholend Fabriken und Maschinen schaffen, in denen man die Maschinen der ersten Art erzeugt usw. Man wird kaum bezweifeln, daß jeder der geschilderten kapitalistischen Umwege die Ergiebigkeit des gesamten Produktionsprozesses erhöht, das heißt, zur Folge hat, daß man die Einheit, etwa den Raummeter Brennholz mit einem kleineren Gesamtaufwand an (mittelbarer und unmittelbarer) Arbeit gewinnen kann; aber man wird ebenso sicher auch den Eindruck gewinnen, daß die beiden ersten Produktionsumwege, der Gebrauch der steinernen und nachher der stählernen Axt, eine viel stärkere Umwälzung in der Ergiebigkeit der Holzgewinnung hervorgerufen haben müssen, als die späteren, wenn auch absolut keineswegs unbeträchtlichen Verbesserungen.

Wenn nötig, läßt sich übrigens dieser letztere Eindruck durch ein kleines Rechenexempel leicht bis zur Evidenz verstärken. Nehmen wir z. B. an, ein Arbeiter könne mit der bloßen Hand in einem Tage zwei Raummeter, und mit einer steinernen Axt, deren Anfertigung drei Tage kostet, täglich zehn Raummeter Holz gewinnen; es lohne sich daher der erste dreitägige Produktionsumweg durch ein Mehrerträgnis von acht Metern per Arbeitstag. Nun mag allenfalls die Verdoppelung des Produktionsweges von drei auf sechs Tage — vielleicht durch sorgfältigere Ausarbeitung der Steinaxt — auch noch das Mehrprodukt von acht auf sechzehn Meter verdoppeln; aber es ist schon wenig wahrscheinlich, daß eine Verdreifachung des Umwegs auf neun Tage das Mehrerträgnis noch verdreifachen kann; und ganz gewiß wird eine Verlängerung des Umweges auf das Tausendfache — etwa durch Anbohrung von Schachten, aus denen erst nach Jahren das Erz für eine Stahlaxt gewonnen werden wird — nicht mehr im Stande sein, auch das Mehrerträgnis zu vertausendfachen, was ja zur nahezu undenkbaren Voraussetzung hätte, daß ein Arbeiter in einem Tage 8000 Raummeter Holz gewinnen kann: sondern von irgend einem — wahrscheinlich sehr nahen — Punkte an wird das Mehrerträgnis zwar noch überhaupt zunehmen, aber langsamer zunehmen, als die Produktionsperiode.

Eine feste Ziffer freilich läßt sich hier nirgends nennen, weder für den Punkt, von dem ab die Ergiebigkeit fernerer Verlängerungen des

Produktionsumweges abzunehmen beginnt, noch überhaupt für die Größe des Mehrerfolges, der sich an eine bestimmte Länge des Umweges knüpft. Diese Daten sind je nach den obwaltenden technischen Verhältnissen für jeden Produktionszweig und für jedes Stadium der Produktionskunst verschieden. Jede neue Erfindung verschiebt sie. Die Erfindung des Schießpulvers z. B. eröffnete mit einem Schlage die im Augenblicke vorher nicht vorhanden gewesene Möglichkeit, die Ergiebigkeit der Jagd vielleicht um das Doppelte zu steigern, die der Steingewinnung vielleicht um das Hundertfache¹⁾. Was sich indeß immerhin mit genügender Sicherheit behaupten läßt, ist unser oben formulierter Satz, daß in aller Regel durch eine klug gewählte Verlängerung des Produktionsweges überhaupt irgend ein Mehrergebnis erlangt werden kann. Es kann zuversichtlich behauptet werden, daß es nicht einen einzigen Produktionszweig gibt, dessen Erträgnis gegenüber der heute üblichen Produktionsmethode nicht auf diese Art erheblich gesteigert werden könnte; ohne jede neue Erfindung, einfach durch Einschaltung längst bekannter kapitalistischer Zwischenglieder; hier durch die Einschaltung eines Dampfmotors, dort durch eine geschickte Transmission, anderwärts durch ein künstliches Räderwerk, Gebläse, einen Hebel, Regulator usw. Wie weit ist ja die Mehrzahl unserer landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe in ihrer kapitalistischen Ausrüstung hinter den vorgeschrittensten Musterbetrieben zurück; und gewiß sind diese letzteren selbst nicht weniger weit von einer idealen, wirklich vollkommenen Ausstattung entfernt²⁾.

Sowohl die Tatsache, daß die Verlängerung der Produktionsumwege zu Mehrerfolgen führt, als auch, daß diese Mehrerfolge von einem gewissen

(8) Inhalt der sogenannten Erfindungen ist überhaupt die Auffindung eines neuen ergiebigeren Produktionsweges. Häufig — wahrscheinlich meistens — ist der neue Weg weiter als der bisher übliche; es erfordert dann die Ausnutzung der Erfindung die Anfertigung von besonders vielen Zwischenprodukten, oder, wie man zu sagen pflegt, eine starke Kapitalinvestition; z. B. beim Maschinenwesen, Eisenbahnbau u. dgl. Häufig mag aber eine glückliche Erfindung auch einen besseren und dabei kürzeren Produktionsweg entdecken. Hierher gehört z. B. die chemische statt der vegetativen Herstellung gewisser Farbstoffe. So umständlich die chemische Darstellung auch sein mag, so ist sie doch sicherlich weit direkter und kürzer, als die Erzeugung mittelst des weit ausholenden Vegetationsprozesses. Genaueres über dieses Thema enthalten die im Anhange folgenden Exkurse I und II.

(9) Man wird hier vielleicht im Tone der Einwendung fragen, warum man denn einen solchen durch unser augenblickliches technisches Wissen gebotenen Spielraum zur Vergrößerung des technischen Erfolges nicht voll ausnützt? — Die vulgäre Erklärung lautet: aus Mangel an Kapital. Mit der beschränkten Menge von Kapital, die uns zur Verfügung steht, können wir nämlich von den unendlich vielen lohnenden nur die lohnendsten Verwendungsgelegenheiten ausnützen, und die Menge von minder lohnenden, aber immerhin noch lohnenden Verwendungen muß unterbleiben. Diese Erklärung ist nicht ganz genau, trifft aber wenigstens in der Hauptsache das Richtige. Wir können uns daher an ihr so lange genügen lassen, bis wir in einem anderen Zusammenhange einen ganz genauen Einblick in diese Verhältnisse gewinnen werden.

Punkte an abzunehmen pflegen, ist in unserer Wissenschaft schon lange bemerkt und anerkannt worden; meistens freilich in einer anderen, dem Jargon der „Produktivitätstheorie“ entlehnten Aussageform. Am unbefangensten hat seinerzeit THÜNEN jene Tatsachen aufgezeichnet, wenn er lehrte, daß bei fortwährender Vermehrung des Kapitales das neu hinzukommende Kapital zwar überhaupt noch zu einem Zuwachs am Arbeitsprodukt verhilft, aber in immer geringerem Grade¹⁾. Er selbst baute auf dieser tatsächlichen Grundlage die bekannte Lehre auf, daß die Höhe des Kapitalzinses sich nach der Produktivität des letzten, in der mindest ergiebigen Verwendung beschäftigten Kapitalteilchens richte, und im Schlepptau dieser Lehre wurden dann auch jene tatsächlichen Erkenntnisse in den weitesten Kreisen rezipiert²⁾. Nur zwängte man sie, der damaligen Mode entsprechend, in die Anschauungs- und Aussageformen der Produktivitätstheorie ein, wobei die ärgerlichsten Mißverständnisse und Verwechslungen mit unterliefen³⁾. Es entspricht der diesem Abschnitte gestellten Aufgabe, daß ich mich auch hier bemühte, die Tatsachen in ihrer ganzen Schlichtheit wieder herzustellen. —

Es versteht sich im Grunde von selbst, daß die kapitalistische Produktion von Genußgütern, auch wenn sie auf Umwegen und in mehreren Etappen vollzogen wird, darum doch nicht aufhört, ein innerlich zusammenhängendes, einheitliches Produktionswerk darzustellen. Sowohl die Arbeit, welche die Zwischenprodukte herstellt (wir wollen sie mit RODBERTUS⁴⁾ die mittelbare Arbeit nennen), als die Arbeit, welche aus und mit den Zwischenprodukten das begehrte Genußgut herstellt (die unmittelbare Arbeit), bildet einen Teil der Produktion des Genußgutes. Zur Holzproduktion gehört nicht bloß die Arbeit des Holzfällens im Walde, sondern auch die Arbeit des Schmiedes, der die Axt fertigt, des Zimmermanns, der ihren Stiel schnitzt, des Bergmanns, der das Erz gewinnt, aus dem der Stahl der Axt bereitet wird, des Hüttenmannes, der die eben genannte Verrichtung ausübt usf. Unsere moderne Berufs-

¹⁾ „Der isolierte Staat“ 3. Aufl., Zweiter Teil, I. Abt., S. 97ff.: siehe besonders die Tabelle auf S. 101 und Neudruck nach der Ausgabe letzter Hand, (Sammlung sozialwiss. Meister Bd. XIII) 2. Aufl. Jena 1921, II. Teil S. 501ff. (hier besonders Tabelle A auf S. 507).

²⁾ Z. B. bei ROSCHER, „Grundlagen“ § 183, MANGOLDT, „Volkswirtschaftslehre“ 1868, S. 432f., MITHOFF in Schönbergs Handbuch II. Aufl. S. 563, und von vielen andern. Urwüchsig kam zu ganz ähnlichen Ansichten JEVONS, „Theory of Pol. Ec.“ II. Aufl. S. 277.

³⁾ Insbesondere daß man die in den Tatsachen begründete „physische“ oder „technische Produktivität“, d. i. den Umstand, daß man mit Hilfe von Kapital mehr Produkte erzeugen kann, als ohne Kapital, vorurteilsvooll mit einer „Wertproduktivität“ des Kapitales verwechselte, d. i. mit einer angeblichen Kraft des Kapitales, mehr Wert zu erzeugen, als es selbst besitzt. Vgl. meine „Gesch. u. Kritik“ 2. A. S. 130ff., 156ff. und 4. Aufl. S. 96ff., 125ff.

⁴⁾ „Das Kapital“ S. 236ff.

teilung zertrümmert zwar für den äußeren Anblick das einheitliche Produktionswerk in eine Anzahl scheinbar selbständiger Stücke; aber der Theoretiker, der den volkswirtschaftlichen Produktionsprozeß in seinem lebendigen Zusammenhang verstehen will, darf sich natürlich durch den Schein nicht täuschen lassen und muß die durch die Berufsteilung verdunkelte Einheit des Produktionswerkes in seinem Geiste wieder herstellen. Es gehört zu den wesentlichsten Verdiensten RODBERTUS¹⁾, daß er dies in meisterhafter Weise getan hat^{1).}

Gerade diese wahrhaft volkswirtschaftliche Betrachtungsweise führt uns jedoch vor einen Zweifel, der noch in unzweideutiger Weise gelöst werden muß. Dem oben Gesagten entsprechend ist die Produktionsperiode der Genüßgüter streng genommen von dem Augenblick an, in dem die erste Hand zur Herstellung des ersten Zwischenproduktes geführt wurde, das man zur Erzeugung des Genüßgutes benutzte, bis zur Fertigstellung des letzteren selbst zu zählen. In unserer Zeit, in der die kapitallose Produktion fast ganz verschwunden ist, und eine Generation auf den Zwischenprodukten, die die früheren Generationen geschaffen, weiterbaut, würde nach jener strengen Berechnung die Produktionsperiode fast jedes Genüßgutes ihren Anfang in lang vergangene Jahrhunderte zurückverlegen dürfen. Der Knabe, der heute mit seinem Taschenmesser eine Weidenrute abschneidet, ist streng genommen nur der Werkfortsetzer des Bergmanns, der vor Jahrhunderten den ersten Spatenstich zur Bohrung des Schachtes getan, aus dem das Erz für die Klinge des Taschenmessers gefördert wurde. Freilich kommt von jener Jahrhunderte alten Erstlingsarbeit nur ein ganz unendlich kleiner, der Berechnung ebenso unfähiger, als unwürdiger Bruchteil dem heute vollendeten Produktionswerk zu Gute, und es würde darum auch ein ziemlich falsches Bild von dem beim Rutenschneiden angewendeten Grade des Kapitalismus geben, wenn man denselben nach dem absoluten Zwischenraum zwischen dem ersten aufgewendeten Arbeitsatom und der Werkvollendung beurteilen wollte.

¹⁾ In neuerer Zeit hat insbesondere J. B. CLARK in kaum zu übertreffender Lebendigkeit und Plastizität die inneren Zusammenhänge des arbeitsteilig gegliederten volkswirtschaftlichen Produktionsprozesses zur Anschauung gebracht; vgl. dessen „Distribution of wealth“, 1899, passim. Ich benütze gern diese Gelegenheit, um die hohe Anerkennung und Bewunderung zum Ausdruck zu bringen, die ich für das wissenschaftliche Wirken dieses ausgezeichneten Schriftstellers hege, wenn ich auch einzelnen von ihm geäußerten Ansichten mit aller Lebhaftigkeit entgegentreten muß. — Umgekehrt muß ich es als einen bedauerlichen Rückschritt in der Analyse bezeichnen, wenn neuestens CASSEL mit bewußter Absichtlichkeit wieder die Teilstücke für die wissenschaftliche Betrachtung in den Vordergrund stellt. Ihm gilt jedes arbeitsteilige Stadium des Produktionsprozesses als selbständiger „Produktionsprozeß“ und die Dauer jedes solchen Teilstückes als „die Produktionsperiode“ des betreffenden Produktionsprozesses; eine zusammenfassende Betrachtung hält er, zum mindesten für das Kapitalzinsproblem, für überflüssig, da seine Betrachtungsweise die einzige sei, „welche irgend eine Tragweite für das Zinsproblem habe“ (*Nature and necessity of interest*, S. 123 ff.).

Wichtiger und richtiger ist es vielmehr, auf den Zeitraum zu sehen, der durchschnittlich zwischen dem Aufwand der sukzessive in ein Werk verwendeten originären Produktivkräfte, Arbeit und Bodennutzungen, und der Fertigstellung der schließlichen Genüggüter vergeht. Diejenige Produktionsmethode ist stärker kapitalistisch, welche den in ihr vollzogenen Aufwand an originären Produktivkräften durchschnittlich später lohnt. Kostet z. B. die Herstellung eines Genüggutes insgesamt 100 Arbeitstage — von den kooperierenden Bodennutzungen will ich der Vereinfachung halber absehen — und ist davon ein Arbeitstag vor 10 Jahren, je ein weiterer vor 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2 und einem Jahre und alle übrigen 90 Arbeitstage unmittelbar vor der Werkvollendung aufgewendet worden, so lohnt sich der erste Arbeitstag nach 10, der zweite nach 9, der dritte nach 8 Jahren usf., während die letzten 90 sich sofort lohnen; und durchschnittlich lohnen sich alle 100 Arbeitstage nach

$$\frac{10 + 9 + 8 + 7 + 6 + 5 + 4 + 3 + 2 + 1}{100} = \frac{55}{100}$$

d. i. schon nach ungefähr einem halben Jahr. Würde die Produktion eines anderen Gutes ebenfalls insgesamt 100 Arbeitstage erfordern, die ebenfalls im Verlaufe einer zehnjährigen Periode aufgewendet werden müssen, aber so, daß im ersten dieser 10 Jahre 20 Arbeitstage, im zweiten ebenfalls 20 Arbeitstage, im dritten bis zehnten je 5 und unmittelbar vor der Werkvollendung die letzten 20 Arbeitstage aufgewendet werden, so würde sich der Durchschnitt ganz anders und viel höher stellen; er beträge

$$\frac{200 + 180 + 40 + 35 + 30 + 25 + 20 + 15 + 10 + 5}{100} = \frac{560}{100}$$

also mehr als fünf und ein halbes Jahr. Höchst wahrscheinlich wird übrigens in beiden Beispielsfällen auch irgend ein Bruchteil eines Arbeitstages schon vor Jahrhunderten aufgewendet worden sein: aber wegen seiner Kleinheit vermag er den Durchschnitt kaum zu beeinflussen und kann daher in den meisten Fällen einfach vernachlässigt werden¹⁾. 25

¹⁾ Das erste im Texte aufgestellte Schema entspricht dem Falle einer Produktion, in der man sich eines einzigen Werkzeuges bedient, dessen Produktionsgang auf 10 Jahre zurückreicht, z. B. einer Axt aus Bessemerstahl. Das zweite Schema entspricht dagegen einer Produktion, in der neben dieser Axt noch eine Reihe anderer kapitalistischer Werkzeuge, Hilfsvorrichtungen, Hilfsmittel verwendet wird, deren Entstehung nur gleichfalls nicht weiter als bis auf 10 Jahre zurückgeht. Dieser Vergleich zeigt deutlich den Weg, auf dem man, ohne die absolute Länge der Produktionsperiode zu steigern, dennoch den Grad des Kapitalismus sehr erheblich steigern kann: man braucht bloß das Zahlenverhältnis zwischen den vorarbeitenden und den vollendenden Arbeitern zu verschieben. Ob man auf je 10 Arbeiter des Vollendungsstadiums nur je einen Arbeiter in zehnjähriger Vorarbeit beschäftigt, oder ob man umgekehrt je einem Vollendungsarbeiter 10 andere Arbeiter ein Dezennium lang vorarbeiten läßt, so spinnt

Wenn ich oben von Verlängerung des Produktionsumweges und von Graden des Kapitalismus gesprochen habe, so möchte ich in dem eben entwickelten Sinne verstanden werden. Die Größe oder Kleinheit, die Verlängerung oder Verkürzung des Umweges ist nicht zu bemessen an der absoluten Dauer des Produktionsweges zwischen dem ersten und letzten aufgewendeten Arbeitsatom — sonst wäre vielleicht das Aufklopfen von Nüssen mit einem Hammer, dessen Eisen zufällig aus einem schon von den alten Römern aufgeschlossenen Bergwerk stammt, die „kapitalistischste“ Produktionsweise —; auch nicht an der Zahl der selbständigen benannten Zwischenglieder, über die der Produktionsprozeß hinführt — sonst wäre der Vogelfang eines Knaben, der mittelst der drei Zwischenprodukte Rute, Leim, Leimrute noch am selben Tage, an dem er die Herstellung dieser Kapitalgüter begonnen, seine Vögel fängt und verspeist, kapitalistischer als die weitausholende Arbeit des Bergmannes, der Jahre auf die Aushebung eines einzigen Schachtes widmet —: sondern sie ist zu bemessen an der durchschnittlichen Wegdauer, die zwischen dem sukzessiven Aufwand an Arbeit und Bodenkräften und der Erlangung des Genußnutzens liegt. Nur bei solchen Produktionsmethoden, bei denen sich der Aufwand an originären Produktivkräften über die ganze Produktionsperiode gleichmäßig verteilt, gibt die absolute Länge der Produktionsperiode zugleich einen angemessenen Maßstab für den Grad des Kapitalismus ab¹⁾.
26

Wo ich daher in meinem Buche den Grad des Kapitalismus durch eine verschiedene Länge der Produktionsperiode zu illustrieren haben werde, werde ich dem Beispiele stets die Annahme gleichmäßig ausgefüllter Produktionsperioden zugrunde legen; ich will dieselben in Ermanglung eines besseren Ausdrucks zur Unterscheidung von den absoluten Produktionsperioden auch kürzer als „durchschnittliche“ Produktionsperioden bezeichnen. Der von mir ebenfalls oft benützte Begriff der „durchschnittlichen Wartezeit“ ist, wie ich zur Vermeidung eines vielleicht naheliegenden Mißverständnisses zu allem Anfang bemerken möchte, mit dem Begriff der gleichmäßig ausgefüllten „durchschnittlichen Produktionsperiode“ nicht identisch; wohl aber steht er zu ihm in einem eben so bestimmten als einfachen Verhältnisse, weshalb auch beide Größen gleich gut als Maßstab für die Länge des Produktionsumweges fungieren können. Es kommt nämlich, wie leicht zu sehen und bei späterer Gelegenheit noch ausdrücklicher darzulegen sein wird, die durchschnittliche

sich in beiden Fällen der gesamte Produktionsprozeß innerhalb eines Zeitraumes von 10 Jahren ab. Aber im ersten Falle werden die Vollendungsarbeiter mit Werkzeugen, Materialien usf. sehr dürftig, im zweiten Falle reichlich versehen sein: das zweite Verfahren ist ungleich kapitalistischer.

¹⁾ Vgl. die interessante Berechnung und graphische Darstellung des Beflaufes der Kapitalinvestition bei JEVONS, „Theory of Pol. Ec.“ II. Aufl. p. 249f.

Wartezeit stets gerade der Hälfte der gleichmäßig ausgefüllten Produktionsperiode gleich: arbeitet ein Arbeiter durch fünf Jahre gleichmäßig an der Erzeugung eines Produktes, das am Ende des fünften Jahres fertig wird, so muß er augenscheinlich auf den genübreifen Erfolg seines ersten Arbeitstages fünf Jahre, auf den Erfolg des letzten Tages nur einige Stunden, im Durchschnitt aller von ihm aufgewendeten Arbeitstage aber $2\frac{1}{2}$ Jahre warten¹⁾.

Übertragen wir das Gesagte nun noch vom Kleinen aufs Große, vom einzelnen Produktionsakte auf die Verhältnisse einer ganzen Volkswirtschaft. Jedem Volke kommt in jedem Jahre ein gewisses Quantum originärer Produktivkräfte, Arbeitsleistungen und Bodenleistungen neu zur Verfügung. Je näher seine Produktion der kapitallosen steht — eine absolut kapitallose gibt es nicht —, ein desto größerer Teil der in einem Jahre verfügbar gewordenen Produktivkräfte wird noch in demselben Jahre in Genußgüter übergeführt werden; je kapitalistischer die Produktion ist, eine desto geringere Quote der heurigen Produktivkräfte wird noch im heurigen Jahre verzehrt und eine desto größere in Zwischenprodukte investiert, die erst in künftigen Perioden ihre Genußfrüchte tragen; und wiederum in desto weiter entlegenen Perioden, je höher der Grad des Kapitalismus ist. Ein fast kapitallos produzierendes Volk verzehrt so in jedem Jahr die Früchte der Produktivkräfte desselben Jahres, ein kapitalistisch produzierendes zum kleinen Teil die Früchte der heurigen, zum größeren Teil die der Produktivkräfte vergangener Jahre, während es wieder Zwischenprodukte für den Dienst künftiger Jahre schafft. Und es zehrt durchschnittlich von den Produktivkräften desto länger vergangener Jahre und sorgt für desto weiter entfernte vor, je höher der Grad des Kapitalismus ist.

Und nun darf ich hoffen ohne jede Mißdeutung verstanden zu werden, wenn ich zum Schlusse das Gesamtbild des kapitalistischen Produktionsprozesses in die folgenden wenigen Worte zusammenfasse:

Alle Genußgüter, die der Mensch erzeugt, entstehen durch ein Zusammenwirken der Menschenkraft mit Naturkräften, die teils wirtschaftliche, teils freie Naturkräfte sind. Der Mensch kann mit jenen elementaren Produktiv-

¹⁾ KNUT WICKSELL, der übrigens eine vollkommen zutreffende Einsicht in das gegenseitige Verhältnis der hier in Betracht kommenden Begriffe und Größen besitzt, würde vorziehen, den Ausdruck „Produktionsperiode“ gänzlich fallen zu lassen und lediglich mit dem (von JEVONS eingeführten und mit meiner „durchschnittlichen Wartezeit“ zusammenfallenden) Begriff der „Investierungszeit“ zu operieren (Finanztheoretische Untersuchungen, Jena 1896, S. 30). Ohne der Sache ein übergroßes Gewicht beizulegen, da ja wegen der auch von WICKSELL hervorgehobenen „engen Beziehung“ beider Begriffe sie sich unschwer gegenseitig substituieren lassen, möchte ich doch glauben, daß für viele der in der Kapitalslehre anzustellenden Betrachtungen der Begriff der „Produktionsperiode“ zugleich der bezeichnendere und fruchtbarere von beiden ist.

kräften die begehrten Genußgüter entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von Zwischenprodukten, welche Kapitalgüter heißen, mittelbar herstellen. Die letztere Methode erfordert ein Opfer an Zeit, aber bringt einen Vorteil an der Masse des Produkts, der, wenn auch in abnehmendem Maße, sich auch an sukzessive Verlängerungen des Produktionsumweges anzuknüpfen pflegt¹⁾. 18

II. Abschnitt.

Eine wichtige Parallelerscheinung der kapitalistischen Produktionsumwege.

Die kapitalistischen Produktionsumwege pflegen die in sie investierten originären Produktivkräfte in der soeben geschilderten Weise auf Kosten einer längeren Wartezeit mit einem größeren Erfolge zu belohnen. Es gibt aber noch eine zweite technische Erfahrungstatsache, welche, ohne sich nach Wortlaut und Wesen geradezu unter die „kapitalistischen Produktionsumwege“ einordnen zu lassen, doch zu einem sehr ähnlichen Ergebnis hinleitet. Es ist dies die Tatsache, daß sehr oft durch eine solidere, dauerhaftere Herstellung ausdauernder Genußgüter die Dauerhaftigkeit und mit ihr die Gesamtsumme des aus den betreffenden Gütern zu ziehenden Nutzens sich in einer stärkeren Proportion steigern läßt als der Erzeugungsaufwand.

Wohl alle Arten ausdauernder Gebrauchsgüter lassen verschiedene Varianten ihrer Herstellung zu; teils durch Variierung der Materialien, die man zu ihrer Herstellung benützt, teils durch verschiedene Sorgfalt der Arbeit, mit der man diese Materialien formt, aneinanderfügt oder verbindet. Man kann Schuhe aus Zwilch oder aus Tuch oder aus Leder,

¹⁾ Ich habe schon wiederholt angedeutet, daß die in diesem Abschnitt vorgebrachten Lehren seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes Gegenstand mehrfacher Mißverständnisse und Zweifel geworden sind. Ich lege den größten Wert auf ihre völlige, restlose Bereinigung. Diese muß sich natürlich dem Inhalt der erhobenen Bedenken anpassen. Da sich nun die Begründung der letzteren vielfach verästelt und auf ihrem Wege sehr verschiedenartige und insbesondere auch solche theoretische Detailfragen berührt, zu deren Erörterung wir an dieser Stelle meines Buches noch nicht genugsam vorbereitet sind, habe ich mich entschlossen, die nötigen Auseinandersetzungen aus dem Texte ganz auszuschalten und sie in einer Reihe selbständiger „Exkurse“ in den Anhang meines Buches zu verlegen. Es sind dies die Exkurse I bis V. Ich bitte den geneigten Leser, dieselben trotz dieser räumlichen Ausschaltung als einen integrierenden Bestandteil meiner Lehre zu betrachten, zumal ein großer Teil ihres Inhaltes keineswegs bloß polemischen Zwecken dient, sondern das im Texte Vorgetragene in wesentlichen Stücken ergänzt und vertieft.

mit Filz- oder Bast- oder Ledersohlen, dünnsohlig oder dicksohlig herstellen, ihre Bestandteile durch Kleben oder Nähen oder Nageln verbinden. Man kann Hemden aus Baumwolle oder Linnen, Tuchröcke aus Baumwolle oder Schafwolle, Stuhlhüzerzüge aus Rohrgeflecht oder Leder, Brücken aus Holz oder Stein oder Eisen, Wohngebäude aus Schilf und Lehm, aus Holz, aus übereinandergelegten Bruchsteinen, aus Lehmziegeln, aus behauenen Quadern verschiedener Gesteinsgattungen, mit Zwischenkonstruktionen aus Holzbrettern, massiven Balken, Eisenträgern verschiedener Stärke, mit gewöhnlichem Mörtel oder besonders bindekräftigen Zementen usw. herstellen. Regelmäßig wird jede dieser Varianten einen anderen Kostenaufwand hervorrufen und auch zu einem anderen Grade der Dauerhaftigkeit des Produktes führen. Oft wird dabei überdies auch die Qualität der Nutzleistungen verändert werden, indem das dauerhaftere Produkt dem Bedürfnis nicht bloß länger, sondern auch besser dient; es wird z. B. im steinernen Wohnhause sich gewiß auch bequemer wohnen als in einer Schilfhütte. Aber dieses letztere Moment wollen wir vorläufig noch bei Seite lassen und zunächst lediglich die Beziehungen zwischen der Größe des Produktionsaufwandes und dem Grade der Dauerhaftigkeit, unter Annahme gleicher Güte der Nutzleistungen, verfolgen.

Nehmen wir an, die Anwendung einer bestimmten Bauart eines Wohnhauses erfordere den Aufwand der einjährigen Arbeit von dreißig Arbeitern, und verleihe dem Hause eine dreißigjährige Dauer. Hier führt ein Kostenaufwand von 30 Arbeitsjahren zu einem gesamten Nutzerfolg von 30 Jahresnutzungen des Hauses, und es lohnt sich je ein aufgewendete Arbeitsjahr mit je einer solchen Jahresnutzung. Eine andere Bauart verleihe dem Hause — bei gleicher Güte der Nutzleistungen — eine sechzigjährige, eine dritte Bauart eine hundertzwanzigjährige Dauer. Würde der Bauaufwand in demselben Verhältnisse wachsen müssen, in welchem die Dauerhaftigkeit des Hauses wächst, also die Verdoppelung der Dauer von 30 auf 60 Jahre nur durch eine volle Verdoppelung des Bauaufwandes von 30 Arbeitsjahren auf 60 Arbeitsjahre, und die zweite Verdoppelung der Dauer von 60 auf 120 Jahre nur durch eine abermalige volle Verdoppelung des Bauaufwandes von 60 auf 129 Arbeitsjahre erzielt werden können, dann würde die Anwendung der dauerhafteren Bautypen mit keinem technischen Vorteil verbunden sein: es würde sich bei allen drei Bautypen gleichmäßig der Aufwand je eines Arbeitsjahres mit je einer Jahresnutzung des Hauses lohnen. Läßt sich dagegen — was im äußersten Grade wahrscheinlich ist — ein doppelt so dauerhaftes Haus schon mit geringeren als den doppelten Kosten herstellen, dann ist der dauerhaftere Herstellungstypus technisch vorteilhafter¹⁾. Erfordert

¹⁾ Ob auch ökonomisch vorteilhafter oder „rentabler“, ist damit keineswegs gesagt; es steht dies in einem erst später klarzustellenden Zusammenhange mit der Höhe des Zinsfußes.

z. B. die zweite Bauart nur einen Aufwand von 50, und die dritte einen Aufwand von 80 Arbeitsjahren, so lohnt sich ein Arbeitsjahr bei jener mit 1,2, bei dieser mit 1,5 Jahresnutzungen des Hauses, während bei der ersten Bauart mit dreißigjähriger Hausdauer ein Arbeitsjahr sich nur mit einer solchen Jahresnutzung lohnte.

Ein solches oder ähnliches Verhältnis zwischen der Erhöhung der Dauerhaftigkeit von Gebrauchsgegenständen und der Erhöhung der Kosten, durch die ihnen eine erhöhte Dauerhaftigkeit verliehen werden kann, trifft nun zweifellos in unzähligen Fällen tatsächlich zu. Ein förmliches „Gesetz“ läßt sich darüber freilich nicht aufstellen. Es muß nicht in jedem Falle so sein, es ist auch sicherlich in vielen einzelnen Fällen tatsächlich anders; aber es bleibt immerhin eine überaus große Zahl von Fällen übrig, in denen es sich so verhält, daß die Nutzdauer von Gebrauchsgütern durch einen verhältnismäßig kleinen Zusatz an ihren Erzeugungskosten verhältnismäßig stark verlängert werden kann. Hierüber hat, wie ich glaube, jedermann reichliche unmittelbare Erfahrungen. Ihnen entstammt das bekannte Paradoxie, aber einen sehr zutreffenden Kern enthaltende Scherzwort: „ich bin nicht reich genug, um billige Sachen kaufen zu können“; sie erhalten eine lebendige Bestätigung durch alle die zahllosen Artikel, von welchen dauerhaftere Varianten, um ihrer größeren Dauerhaftigkeit willen, überhaupt hergestellt werden¹⁾; und es fehlt endlich auch nicht an allerlei Stützen naturwissenschaftlicher oder technologischer Art, welche solche Vorteile wenigstens für manche Gruppen von Fällen erklärlch und wahrscheinlich erscheinen lassen²⁾.

¹⁾ Ihre faktische Erzeugung ist nämlich stets ein lebendiger Beweis dafür, daß ihre dauerhaftere Herstellung nicht bloß mit dem im Text bezeichneten technischen Vorteil überhaupt verbunden ist, sondern daß dieser technische Vorteil überdies ein Ausmaß erreicht, welches den herrschenden Zinsfuß perzentuell übersteigt oder mindestens erreicht. Denn die ökonomisch rentablen und daher tatsächlich zur Ausführung gewählten Herstellungen dauerhafterer Typen sind stets nur eine Auslese der technisch vorteilhaftesten aus der viel größeren Zahl der überhaupt technisch vorteilhaften Dauertypen, eine Auslese, welche stets mit dem herrschenden Zinsfuße in einem, im Verlaufe dieses Werkes noch genauer zu erläuternden kausalen Zusammenhang steht. Die Existenz dieses Zusammenhanges ist übrigens eine auch im geschäftlichen Kalkül wohl bekannte Tatsache. CASSEL (Nature and necessity of interest S. 111ff.) führt das instruktive Beispiel eines Brückenbaues vor, der bei billiger Ausführung nur 15 Jahre, bei verdoppeltem Kostenaufwand aber 60 Jahre Dauer verspricht, und berechnet, daß rationeller Weise bei einem Zinsfuß von mehr als 4½% die billige Bauart, dagegen bei einem niedrigeren Zinsfuß die teurere dauerhaftere Variante zu wählen ist. Technisch vorteilhafter, d. i. die Einheit an Produktivkräften mit einem höheren Nutzerfolge lohnend, ist die letztere natürlich stets gewesen, auch dann, wenn sie wegen des allzu hohen Zinsfußes nicht zur Ausführung ausgewählt werden durfte.

²⁾ Ich möchte beispielweise daran erinnern, daß den Angriffspunkt für die zerstörenden Einflüsse zumeist die Oberflächenteile bieten, deren Anteil an der Gesamtmasse desto kleiner, also günstiger wird, je massiver die Konstruktion ist (unverhältnismäßig rasche Abnützung der allzu dünnen Geldmünzen!). Oder: wohl alle zusammen-

Es läßt sich daher — ähnlich wie für die Mehrergiebigkeit der kapitalistischen Produktionsumwege — auch hier eine keineswegs völlig ausnahmslose, aber doch in recht großem Umfang zutreffende Erfahrungsregel aufstellen, des Inhaltes, daß die Wahl dauerhafterer Herstellungstypen die Möglichkeit zu eröffnen pflegt, einen größeren produktiven Nutzerfolg in der Gestalt zu erzielen, daß die Einheit der aufgewendeten Produktivkräfte zu einer größeren Menge von Nutzleistungen verhilft.

Worin besteht nun die inhaltliche Verwandtschaft beider Erfahrungsregeln? Zunächst offenbar darin, daß in beiden Fällen eigenartige Produktionsmethoden, beziehungsweise Varianten von Produktionsmethoden, zu einem technischen Mehrerfolge führen; dort, bei den kapitalistischen Produktionsumwegen, zu einem Mehr an Produkten, hier, bei den dauerhafteren Herstellungstypen, zu einem Mehr von Nutzleistungen. Insoferne aber auch die größere Menge von Produkten nur wegen der größeren durch sie vermittelten Menge von Nutzleistungen uns besser dient, lassen sich beide Arten von Mehrergiebigkeit unschwer unter eine gemeinsame Auffassung bringen¹⁾.

Aber — und damit vervollständigt sich die Analogie durch einen besonders interessanten Zug — der größere Nutzerfolg geht auch hier auf Kosten einer Verlängerung der durchschnittlichen Wartezeit. Wenn man ein Haus von dreißigjähriger Dauer baut, so kommt der ganze im Genuß der Nutzleistungen des Hauses bestehende Lohn des Bauaufwandes binnen dreißig Jahren, und durchschnittlich daher schon 15 Jahre nach der Vollendung des Bauaufwandes ein; bei sechzigjähriger Dauer des Hauses erstreckt sich das Warten rücksichtlich eines Teiles des Genußes bis auf 60, und der Durchschnitt des Wartens auf 30 Jahre; und bei dem Typus von 120jähriger Dauer verlängert sich derselbe Durchschnitt auf 60 Jahre nach Vollendung des Bauaufwandes.

Und um Analoges und Unterscheidendes auch bezüglich der Warte-

gesetzten Körper haben irgend einen „schwächsten Punkt“, an dem das Versagen am frühesten eintritt und die Unbrauchbarkeit des Ganzen nach sich zieht, wiewohl andere Bestandteile noch länger hätten aushalten können. In solchen Fällen wird eine Verlängerung der Gebrauchsduer für das Ganze keineswegs eine paritätische Verstärkung aller Bestandteile und damit eine ebenmäßige Steigerung des gesamten Kostenaufwandes erfordern, sondern es kann eine höchst partielle, dem „schwächsten Punkt“ allein zugewandete Kostensteigerung dazu genügen.

1) CASSEL, *Nature and necessity of interest*, S. 86, will den vollkommen richtigen Gedanken, daß wir es auch in den Produkten immer nur auf die Nutzleistungen abgesehen haben, in der Form zum Ausdruck bringen, daß die Nutzleistungen das eigentliche „Produkt“ seien („the services are in reality the product“). Ich halte dies für eine unnötige und nicht unbedenkliche Verwirrung der Terminologie, die allerlei zusammenmischt, was dann doch wieder auseinander gehalten werden muß. CASSEL selbst wird dadurch auf einen überaus vagen Begriff der „Produktion“ gedrängt, dem er schon eine Seite später (S. 87) einen anderen, engeren Begriff als den der „production in the proper technical meaning of the word“ gegenüberzustellen gezwungen ist.

zeit sofort mit aller Deutlichkeit nebeneinander zu stellen: Die kapitalistischen Produktionsumwege setzen oder verlängern eine Wartezeit, die durchschnittlich von dem Einsatz der originären Produktivkräfte bis zur Erlangung ihrer genußreifen Produkte verstreicht; und die Herstellung dauerhafter oder dauerhafterer Typen setzt oder verlängert eine zweite, an jene erste anschließende Wartezeit, die durchschnittlich von der Erlangung der genußreifen Produkte bis zum faktischen Genuß ihrer Nutzleistungen verstreicht. Bei verbrauchlichen Genußgütern, bei denen sich der Genuß in einen einzigen Augenblick zusammendrängt und — in der Regel wenigstens — nach freiem Willen schon im Moment ihrer Fertigstellung zur Gänze geplückt werden kann, kommt überhaupt nur die erste Wartezeit zur Erscheinung. Bei den ausdauernden Genußgütern dagegen, bei denen sich die Benützungsakte aus technischen Gründen auf die ganze Lebensdauer des Gutes auseinanderschieben müssen, bildet sich auch für den Genuß ein zeitlicher Durchschnittspunkt, welcher notwendig in einem gewissen Abstande vom Moment der Fertigstellung des Gutes sich befinden muß, und zwar in einem desto größeren Abstande, je dauerhafter das Genußgut ist. Bei ihnen kommen daher beide Wartezeiten zur Erscheinung. Und es gibt auch hier wieder einen Gesichtspunkt, der beide ungezwungen unter eine gemeinsame Auffassung zu bringen gestattet; sie summieren sich nämlich zu der Gesamtgröße: „durchschnittliche Wartezeit zwischen dem Einsatz der originären Produktivkräfte und der Pflückung ihrer in den Nutzdiensten der durch sie erzeugten Produkte bestehenden Genußfrüchte“.

Bestehen sonach in der Tat belangreiche Analogien, welche bei einer etwas generelleren Fassung der Begriffe „Wartezeit“ und „Mehrergiebigkeit“ es ermöglichen, diese Merkmale bei beiden verglichenen Erscheinungsreihen wiederzufinden, so dürfen auf der anderen Seite aber doch auch die Unterschiede, die innerhalb jener umfassenderen Generalisationen bestehen bleiben, nicht völlig verwischt werden. Es verdient ausdrücklich ausgesprochen zu werden, daß die beiden Komponenten, aus denen sich jene vereinigte Gesamtwartezeit zusammensetzt, ein von einander recht unabhängiges Dasein führen, und in ihrem Charakter sich eben so sehr unterscheiden wie in ihrem Entstehungsgrunde. Es wäre durchaus irrig anzunehmen, daß die Herstellungstypen von längerer Genußdauer auch einen längeren Entstehungsprozeß erfordern müssen, und umgekehrt. Die 80 Arbeitsjahre, die in unserem Beispiele die Herstellung des Wohnhauses von 120jähriger Dauer kostet, brauchen keineswegs eine längere „Produktionsperiode“ auszufüllen als die 30 Arbeitsjahre, die der Bau der 30jährigen Variante kosten würde. Die Gewinnung von Lehmziegeln für einen soliden Backsteinbau kann z. B. im ganzen viel mehr Arbeit erfordern als die Aufzucht und Herbereitung von Bauholz für ein kurzlebigeres Holzhaus; aber sie braucht — wenigstens bei einer gewissen

primitiven Ziegelbereitungstechnik — dem tatsächlichen Hausbau nicht so lange vorauszugehen, und kann daher sogar zu einer kürzeren durchschnittlichen Produktionsperiode in unserem Sinne führen: Produktionsperiode und Nutzdauer stehen in keinerlei notwendiger Wechselbeziehung.

Es ist ferner ein recht belangreicher Unterschied, daß die Wartezeit, welche die Produktionsdauer auferlegt, dem Beginn jedes Gütergenusses vorhergeht, also noch ganz genüßlos verläuft; während die weitere, aus der Dauerhaftigkeit des Produktes hervorgehende „Wartezeit“ schon vom vollen, regulären Genusse desselben begleitet ist. Der Grund der ersten Wartezeit ist die (stets unerwünschte) lange Dauer der Produktion; der Grund der zweiten ist die (zumeist sehr erwünschtes) lange Dauer des Genusses. Und schließlich ist nicht zu übersehen, daß auch die Art des technischen Vorteiles, der sich an die Verlängerung jeder einzelnen der beiden Komponenten anzuknüpfen pflegt, keine völlig homogene ist, sowie daß auch die Erklärung jener technischen Mehrerfolge selbst zwar einige, aber keineswegs alle Erklärungsglieder gemeinsam hat¹⁾.

Diesem Sachverhalt entspricht es, daß ich mich begnügen, von einer wichtigen Parallelerscheinung der kapitalistischen Produktionsumwege zu sprechen, aber auf den Versuch verzichte, beide Erscheinungen völlig miteinander zu verschmelzen. Tatsächlich liegen zwei verschiedene von einander unabhängige technische Erfahrungsregeln vor, die man immer wird aneinanderhalten müssen. Es wäre ja schließlich a priori ganz gut denkbar, daß z. B. die Einschlagung längerer Produktionsumwege technisch ergiebiger wäre, die Herstellung dauerhafterer Typen dagegen stets eine völlig proportionale Steigerung des Aufwandes an Material und Arbeit erforderte. Allerdings fließen die Wirkungen beider separaten Erscheinungen an gewissen Punkten ineinander. Dieses Gemeinsame wird uns aber zumeist erst auf einem anderen Gebiete, bei der Erklärung des Kapitalzinses, zu beschäftigen haben. Hier, wo wir in der Erörterung des Kapitales als Produktionswerkzeug stehen, tritt mehr das Trennende in den Vordergrund. So sehr, daß eigentlich die ganze Erwähnung der „Parallelerscheinung“ hier ein Abschweifen von meinem Thema bedeutet; denn die Herstellung dauerhafterer Genußgütertypen hat mit der kapitalistischen Produktion, so wie ich sie verstehe und in diesem Teile meines Buches behandle, nichts zu tun. Die Abschweifung schien sich mir aber durch einen Grund der Darstellungsökonomie zu rechtfertigen. Die Parallelismen beider Erscheinungsreihen, auf die ich jedenfalls im Verlaufe meiner Gesamtdarstellung aufmerksam zu machen hatte, ließen sich hier auf die natürlichste Weise, gleichsam noch innerhalb derselben, den Lesern soeben vertraut gewordenen Gedankengeleise entwickeln, während

¹⁾ Vgl. z. B. einerseits die Ausführungen auf S. 18ff. und andererseits auf S. 123, Note 2. In einer gewissen sofort zu besprechenden Gruppe von Fällen überdecken sich allerdings beide Erklärungen in einem Stücke ihres Weges.

später, wo ich nur die Ergebnisse der jetzt vollzogenen Darstellungen benötigen werde, mir und den Lesern ein längeres Zurückgreifen auf elementare Tatsachen technischer Natur einen störenden Aufenthalt verursachen würde.

Es wird vielleicht auffallen, daß ich meine obigen Ausführungen auf die dauerhaftere Herstellung ausdauernder Genüggüter beschränkte. Trifft denn nicht genau dasselbe auch für die dauerhaftere Herstellung ausdauernder Produktivgüter, z. B. von Fabriksgebäuden, Werkzeugen, Maschinen, Dampfkesseln u. dgl. zu? Gewiß! Aber bei diesen ist das ganze Werden, Wirken und Vergehen nur eine Episode innerhalb eines echten Produktionsprozesses, innerhalb des Werdeprozesses derjenigen Genüggüter, die mittelst jener ausdauernden Produktivgüter erzeugt werden. Ihre Nutzleistungen münden in die Entstehung von Produkten. Ein Weg, der die Zahl ihrer Nutzleistungen steigert, ist darum nur ein Stück eines Weges, der zur Erlangung von mehr Produkten führt. Und das Warten auf die späteren Serien ihrer produktiven Nutzleistungen ist ein echtes und buchstäbliches Warten auf die Entstehung von Produkten, mit allen Eigenschaften dieser Sorte des Wartens. Mit einem Worte: soferne die geschilderten technischen Vorteile sich an die Herstellung dauerhafterer Typen von Produktivgütern oder Zwischenprodukten knüpfen, gleicht dieser Vorgang nicht einer Verlängerung ergiebiger Produktionsumwege, sondern er ist eine solche Verlängerung. Er stellt eine der vielen Spezialformen vor, in welchen Arbeit der Erlangung von Genüggütern auf so gearteten Umwegen zugewendet wird, daß mit der Einheit von originären Produktivkräften mehr Genüggüter, aber in einem vom Einsatz jener Produktivkräfte durchschnittlich weiter abstehenden Zeitpunkte und unter einer zwischenzeitigen Verkörperung von mehr Arbeit in Zwischenprodukten erlangt werden. Als echter Fall ergiebiger kapitalistischer Produktionsumwege war er daher schon durch die Ausführungen des vorangegangenen Abschnittes mit umfaßt, und brauchte, ja durfte nicht mehr als „Parallelerscheinung“ neben jene gestellt werden¹⁾. 34/6

Zum Schluß noch ein paar Worte über den früher vorbehaltenen

¹⁾ Diese Stellung als Spezialform verlängerter kapitalistischer Produktionsumwege habe ich der Herstellung dauerhafterer Typen von Produktionsvorrichtungen schon in meinen „Strittigen Fragen“ S. 24ff. angewiesen. Siehe jetzt auch unten den Exkurs I. Ihre nahe technische Verwandtschaft mit der Herstellung dauerhafter Genüggüter hat CASSEL bestimmt, beide unter Verwerfung meiner Gruppierung zu einer einheitlichen Gruppe unter dem Titel „waiting for consumption of durable goods“ zusammenzufassen und in einen Gegensatz zum „waiting for production“ zu stellen (Nature and necessity of interest, S. 96ff. und 123ff.). Wie ich glaube, ohne jeden Gewinn für die Sache. Im Gegenteil wird dadurch die innere Einheit der über mehrere arbeitsteilige Stadien sich erstreckenden Produktionsprozesse verdunkelt, eine verschwommene und nicht ganz konsequente Deutung wichtiger Begriffe (wie z. B. der Produktion und Konsumtion) begünstigt und schließlich auch zu unnötigen und ver-

Fall, daß nicht, oder nicht bloß, eine größere Quantität, sondern auch eine andere Art oder Qualität von Nutzleistungen durch Herstellung dauerhafter Typen von Genüggütern erreichbar ist. Der extremste Fall, der unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden könnte, ist der, daß eine Güterart überhaupt nicht anders als in Dauertypen erzeugt werden kann, wie z. B. ein Edelsteinschmuck. Ihm reihen sich jene überaus zahlreichen, aus der Erfahrung uns wohlbekannten Fälle an, in denen man, um Nutzleistungen von hoher Qualität zu erzielen, den betreffenden Genüggütern eine derartige Ausstattung verleiht, welche ihnen gleichzeitig auch eine längere Dauer verbürgt. Brücken von großer und gesicherter Tragfähigkeit, seetüchtige Schiffe, bequeme, gegen alle Witterungseinflüsse zuverlässig schützende Wohnhäuser, genau gehende Uhren u. dgl. wird man kaum anders erlangen können, als wenn man ihnen eine Konstruktion verleiht, die zugleich ihrer Dauerhaftigkeit zu Gute kommt. Die Wahl eines dauerhafteren Typ ist dann gleichsam *conditio sine qua non* für die Erlangung begehrter guter Qualitäten; wer diese wünscht, wird die dauerhafte Herstellungsart wählen müssen, auch wenn ihm an der Nebenwirkung längerer Dauer wenig oder nichts liegen sollte.

So geartete Fälle lassen sich nun ebenfalls zu einer gewissen Gruppe „kapitalistischer Produktionsumwege“ in Parallelle stellen; zu denjenigen Fällen nämlich, in welchen, wie ich mich oben einmal ausdrückte, der indirekte Weg der Produktion so sehr der bessere, daß er geradezu der einzige zum Ziele führende Weg ist, indem gewisse Gebrauchsgüter sich nur auf kapitalistischen Umwegen erzeugen lassen¹⁾. So wie hier vor die Erlangung des gewünschten Gebrauchsgutes, z. B. der Brille, die Notwendigkeit gesetzt ist, den mit der Einschlagung eines vielgliedrigen Produktionsumweges verbundenen Zeitaufschub in den Kauf zu nehmen, so ist dort vor die Erlangung bequemer Wohnhäuser, sicherer Schiffe, präzis gehender Uhren die Notwendigkeit gesetzt, jene andere Art zeitlichen Aufschubes in den Kauf zu nehmen, die bei der Herstellung dauerhafter Typen zwar nicht bis zum Beginn ihres Genusses, wohl aber bis zum zeitlichen Mittelpunkt desselben unvermeidlich eintreten muß. Auch dieser Parallelen werden wir bei der Erörterung des Zinsphänomens seinerzeit noch zu gedenken haben²⁾.

wirrenden terminologischen Neuerungen Anlaß gegeben (z. B. rücksichtlich der Ausdrücke „Produktionsprozeß“ und „Produktionsperiode“; siehe auch unten im Exkurse II).

¹⁾ Siehe oben S. 13.

²⁾ Die Verwebung der in diesem Abschnitt besprochenen Tatsachen in die Kapitalstheorie ist ziemlich modernen Datums. Zwar hat JOHN RAE schon 1834 in höchst origineller, man könnte fast sagen bizarre Weise auf sie hingewiesen; aber diese Anregung blieb mehrere Generationen lang ebenso verschollen wie das ganze Werk, in dem sie sich fand. Meine Behandlung in den „Strittigen Fragen“ erfaßte zunächst nur einen Teil der einschlägigen Tatsachen, und auch diese nur in gelegentlicher, wenn auch,

III. Abschnitt.

Die Funktion des Kapitales in der Produktion.

Es wird uns nach dem in den vorangegangenen Abschnitten Geagten nicht mehr schwer fallen, die Rolle richtig zu bezeichnen, die dem Kapitale in der volkswirtschaftlichen Produktion zufällt.

Dem Kapitale kommt erstens eine symptomatische Bedeutung zu. Sein Dasein ist allemal das Symptom eines eingeschlagenen vorteilhaften Produktionsumweges. Ich sage mit gutem Bedacht ein „Symptom“ und nicht etwa die „Ursache“ oder die „Bedingung“ vorteilhafter Produktionsmethoden: denn sein Dasein ist in der Tat vielmehr die Folge als die Ursache der letzteren. Wenn die Menschen heute mit Boot und Netz die Fische fangen, statt sie in Strandlachsen mit der bloßen Hand aufzulesen, so kann man nicht sagen, daß sie jene ergiebigere Methode eingeschlagen haben, weil sie Boote und Netze besitzen, sondern ersichtlich besitzen sie umgekehrt Boote und Netze deshalb, weil sie auf die Ausübung jener Methode verfallen sind. Der Produktionsumweg muß schon eingeschlagen sein, damit die Kapitalgüter überhaupt zur Entstehung gelangen¹⁾. ~~341~~

Hierin erschöpft sich indeß die Bedeutung des Kapitales nicht. Es ist zweitens — und hierin liegt wohl die Hauptsache seiner produktiven Wirksamkeit — auch eine wirksame Zwischenursache der Vollendung des eingeschlagenen vorteilhaften Produktionsumweges. Jedes Kapitalstück ist gewissermaßen ein Behältnis nutzbarer Naturkräfte, deren Leistungen den Produktionsumweg, in dessen Verlauf das Kapitalstück entstanden ist, fruchtbar vollenden helfen. Zwischenursache, sage ich, und abermals nicht „Ursache“. Das Kapital gibt keinen selbständigen Anstoß, sondern pflanzt nur einen von originären Produktivkräften gegebenen Anstoß fort, so wie ein gestoßener Ball die Bewegung einem anderen mitteilt. — Man hat die Funktion des Kapitales wohl auch als ein „Einfangen von Naturkräften“ bezeichnet. Ganz richtig und sehr glücklich.

wie ich glaube, zutreffender Weise. Seither ist das Thema, wohl unter dem Einflusse des endlich wieder entdeckten Werkes von RAE, mehrfach, aber kaum noch in abschließender Weise behandelt worden; insbesondere von CASSEL und LANDRY. Eine genauere Beurteilung wird erst später, wenn wir auch die Nutzanwendung der hier vorgebrachten Gedanken auf die Erklärung des Kapitalzinses überblicken können, am Platze sein. Zur Erinnerung an RAE legte ich oben meiner Demonstration sein klassisches Beispiel vom Wohnhause mit 30-, 60- und 120jähriger Dauer zu Grunde.

¹⁾ Etwas anders würde sich das Urteil gestalten, wenn man den Kapitalbegriff anders fassen und nicht bloß die Zwischenprodukte, sondern den gesamten nationalen Subsistenzfonds, also auch Unterhaltsmittel, darunter begreifen würde. Dann, aber auch nur dann, könnte man das Kapital auch als Ursache der Einschlagung vorteilhafter Produktionsumwege anerkennen. Vgl. auch unten Punkt 3.

Nur darf man nie vergessen, daß dieses Attribut dem ganzen kapitalistischen Produktionsprozeß zukommt; nicht bloß dem absteigenden Ast, der von der Fertigstellung des Kapitalstückes an, und mit dessen tätiger Hilfe zur Gewinnung des genußreifen Endproduktes führt, sondern auch dem aufsteigenden Ast, in dem das Kapital selbst erst gebildet wird. Man fängt nicht erst mit dem Kapitale Naturkräfte ein, sondern seine eigene Entzehrung ist die Frucht eines vorausgegangenen „Einfangens“ willfähriger Naturkräfte durch die dem Menschen zu Gebote stehenden originären Produktivkräfte. Alles in allem genommen entspricht diesem Tatbestand unter den vielen Prädikaten, welche die Nationalökonomie dem Kapitale gegeben haben, am besten das Prädikat eines „Produktionswerkzeuges“.

Das Kapital wird aber drittens mittelbar auch Ursache der Einschlagung anderer vorteilhafter Produktionsumwege; anderer als derjenigen, in deren Verlauf es selbst entstanden ist. Wenn und weil ein Volk viel Kapital besitzt, kann es nicht allein diejenigen Produktionsumwege, in deren Verlauf die heute existierenden Kapitalstücke entstanden sind, glücklich vollenden, sondern es kann auch andere neue Produktionsumwege einschlagen. Denn der vorhandene Kapitalstock, der im Grunde nichts anderes als ein Inbegriff von im Werdezustand befindlichen Genußgütern ist¹⁾, scheidet alljährlich eine gewisse Quantität seiner Bestandteile, die ihren Werdeprozeß eben vollendet haben, als Genußmittel aus und stellt sie der laufenden Wirtschaftsperiode zu Konsumtionszwecken zur Verfügung. Je größer der Kapitalstock, einen desto stärkeren Anteil nehmen auf diese Weise die Produktivkräfte vergangener Perioden an der Genußmittelversorgung der Gegenwart, und in desto geringerem Maß brauchen zu letzterem Zweck die neu hinzutretenden Produktivkräfte der laufenden Periode herangezogen zu werden: es wird daher eine stärkere Quote derselben für den Dienst der Zukunft, für die Investierung in mehr oder weniger weitausholende Produktionsumwege frei.

Wenn ein Volk so wenig Kapital besitzt, daß die in einem Jahre, etwa im Jahre 1909, durch Ausreifung aus kapitalistischen Zwischenprodukten entstehenden Genußmittel kaum $\frac{1}{20}$ des laufenden Jahresbedarfes bedecken, dann müssen die übrigen $\frac{19}{20}$ aus den Arbeits- und Bodenleistungen des laufenden Jahres 1909 hergestellt werden, und es bleibt nur ein minimaler Bruchteil der 1909er Produktivkräfte übrig, um damit Produktionsumwege einzuschlagen, die erst in den folgenden Jahren zur Entstehung von Genußmitteln führen. Hat dagegen die Vergangenheit einen so stattlichen Schatz an Zwischenprodukten, an Roh-

¹⁾ Sehr gut erklärt SCHÄFFLE das Kapital als „das Genußvermögen, gleichsam so lange es in die Hülle schließt, so lange es als anschwellende Knospe und reifende Frucht noch im Werden ist“. (Siehe SCHÖNBERGS Handbuch, II. Aufl. S. 208.)

stoffen, Werkzeugen, Maschinen, Fabriken, Gebäuden usw. angesammelt, daß durch die sukzessive Ausreifung derselben zu Genußmitteln der Genußmittelbedarf des Jahres 1909 zu $\frac{1}{10}$, der des Jahres 1910 zu $\frac{1}{10}$, der des Jahres 1911 zu $\frac{1}{10}$ usw. gedeckt erscheint, dann wird auch nur die Hälfte der 1909er Produktivkräfte zur Ergänzung des laufenden Bedarfes in Anspruch genommen, während die volle andere Hälfte unbedenklich für die Erzeugung von Zwischenprodukten verwendet werden kann, die erst in späteren Jahren Genußnutzen geben; und zwar in um so späteren Jahren, ein je stärkerer Teil des Bedarfes der nächstliegenden Jahre schon jetzt durch die Kapitalansammlungen der Vergangenheit bedeckt ist.

In diesem Sinne, aber auch nur in diesem Sinne ist es richtig, daß man Kapital schon haben muß, um Produktionsumwege einzuschlagen; daß Kapitalmangel ein Hindernis bildet für die Benützung weitausgreifender vorteilhafter Produktionsmethoden, für Anlage von Eisenbahnen, Bau von Kanälen, Bewässerungsanlagen, Regulierungsbauten usw. Es wäre ganz falsch, diesen Satz so zu verstehen, als ob ein Volk schon diejenige Art von Kapitalstücken, mit welcher man die betreffenden Produktionsmethoden durchführt, fertig besitzen müßte; oder auch nur solche Kapitalstücke (Rohstoffe, Werkzeuge etc.), aus denen man die unmittelbar benötigten Kapitalgestalten herstellt: sondern was nötig ist, ist nur, daß man so viel Kapital von was immer für einer Gestalt besitzt, daß durch dessen sukzessive Umwandlung in Genußgüter der Genußmittelbedarf der Gegenwart und nächsten Zukunft zu einem genug großen Teil bedeckt wird, um laufende Produktivkräfte zur Investierung in Zwischenprodukte der benötigten Art frei zu bekommen. Noch richtiger wäre es eigentlich zu sagen, daß man Genußmittel braucht, um Produktionsumwege einschlagen zu können: sei es in der Form fertiger Genußmittelvorräte, sei es in ihrer Werdeform, in der Form von Zwischenprodukten.

Leicht und sicher beantwortet sich endlich die vielbestrittene Frage, ob dem Kapital eine selbständige Produktivkraft innewohnt, oder, wie man auch die Frage zu formulieren pflegt, ob das Kapital neben Arbeit und Natur ein dritter selbständiger „Produktionsfaktor“ ist?

Diese Frage ist auf das Entschiedenste zu verneinen. Ich glaube, zu dieser Erkenntnis muß jeder kommen, so wie er sich nur den Sinn klar macht, in welchem jene Frage gestellt wird und gestellt werden muß, wenn es überhaupt der Mühe wert sein soll, sie aufzuwerfen. Dieser Sinn ist nämlich ein sehr nachdrücklicher. Eine Analogie wird dies am klarsten beleuchten. Ein Mensch wirft auf einen andern einen Stein und tötet ihn. Hat der Stein den Menschen getötet? — Wenn man diese Frage stellt, ohne einen besonderen Nachdruck in sie zu legen, wird man sie ohne Bedenken bejahen können. Aber wie dann, wenn der zur Verantwortung gezogene Mörder zu seiner Entschuldigung behaupten würde, daß nicht er,

sondern der Stein den andern getötet habe? Wird man auch in diesem Sinne noch bejahen wollen, daß der Stein der Mörder war, und den wirklichen Mörder los sprechen?

Nun, in ganz ebenso nachdrücklichem Sinne fragen die Nationalökonomien nach der selbständigen Produktivität des Kapitales. Sie stellen diese Frage, wenn sie nach den Elementen forschen, aus denen unsere Sachgüter hervorgehen. Dasselbe Interesse, das die Chemiker bei der chemischen Analyse der zusammengesetzten Naturkörper verfolgen, veranlaßt auch die Nationalökonomien, den vielgestaltigen Werdeprozeß der Sachgüter zu analysieren, deren Entstehung bis zum Ursprung zurück zu verfolgen und aus den tausendfältigen Produktionsmitteln und Produktionshilfen, denen sie ihre Entstehung unmittelbar oder mittelbar verdanken, die einfachen Grundkräfte herauszulösen, aus deren Zusammenwirken alles hervorging. In diesem Zusammenhang stoßen sie auf den Zweifel, ob das Kapital eine selbständige Produktivkraft ist oder nicht. Der Geist der Untersuchung läßt einen einzigen, den nachdrücklichsten Sinn der Frage zu. Man fragt nicht nach unselbständigen Zwischenursachen, sondern nach letzten selbständigen Elementen. Man fragt nicht, ob das Kapital bei der Herbeiführung eines produktiven Erfolges überhaupt eine Rolle spielt — wie etwa auch der geworfene Stein beim Tode des Erschlagenen — sondern man fragt, ob vom produktiven Erfolge etwas dem Kapitale so ganz und gar zu eigen gehört, daß es schlechterdings nicht den beiden andern anerkannten elementaren Faktoren, Natur und Arbeit, zugerechnet werden kann. Läßt sich nun diese Frage bejahen?

Ganz und gar nicht. Das Kapital ist ein Zwischenprodukt von Natur und Arbeit, weiter nichts. Seine eigene Entstehung, sein Dasein, sein Weiterwirken sind nichts als Etappen im ununterbrochenen Wirken der wahren Elemente Natur und Arbeit. Sie und sie allein leisten von Anfang bis zu Ende alles für die Entstehung der Genußgüter. Der einzige Unterschied ist, daß sie bisweilen dieses alles auch in einem Gusse leisten, bisweilen in mehreren Abschnitten; im letzteren Falle wird der Abschluß eines jeden Abschnittes äußerlich durch das Entstehen eines Vor- oder Zwischenproduktes markiert, es entsteht „Kapital“. Kann aber, frage ich, ein Werk seinen Urhebern weniger voll zugerechnet werden, weil sie es nicht in einem Guß, sondern absatzweise hergestellt haben? Wenn ich heute durch Verbindung meiner Arbeit mit Naturkräften aus Lehm Ziegel forme, morgen wieder durch Verbindung meiner Arbeit mit Naturgaben Kalk gewinne, und übermorgen aus meinen Ziegeln und mit meinem selbstgeschaffenen Mörtel eine Mauer aufführe, läßt sich da von irgend einem Teil der Mauer sagen, ich und die Naturkräfte haben ihn nicht gemacht? — Oder: ehe ein langwieriges Werk, z. B. ein Hausbau, ganz fertig wird, muß es natürlich früher einmal zum vierten Teile fertig, dann halb fertig, dann zu drei Vierteilen fertig gewesen sein. Was würde man

nun dazu sagen, wenn jemand diese unvermeidlichen Etappen des Werkfortschrittes zu selbständigen Erfordernissen des Hausbaues stempeln und behaupten wollte, zu einem Hausbau brauche man außer den Baumaterialien und der Arbeit der Bauleute auch noch ein „viertelfertiges Haus“, ein „halbfertiges Haus“ und ein „dreiviertelfertiges Haus“? Tatsächlich ist es nur in der Form weniger auffällig, aber in der Sache um nichts richtiger, wenn man diejenigen Zwischenstufen des Werkfortschrittes, die sich äußerlich als Kapitalgüter darstellen, zu einem selbständigen Agens der Produktion neben Natur und Arbeit erheben will!

All das hätte wohl nie bezweifelt werden können, wenn nicht durch die Einführung der Berufs- und Arbeitsteilung das einheitliche Werk der Genußgüterproduktion in eine Mehrheit scheinbar selbständiger Produktionswerke zerrissen worden wäre. Man verlernte darüber den Blick aufs Ganze zu richten und ließ sich in sonderbarer Bescheidenheit von den unselbständigen Zwischengeschöpfen vorangegangener menschlicher Tätigkeit wie von einer selbständigen unabhängigen Macht imponieren. Aber auch so wäre eine Täuschung scharfblickender Theoretiker kaum möglich gewesen, wenn nicht noch ein zweiter Umstand der Täuschung zu Hilfe gekommen wäre. Das war der Parallelismus von Produktionsfaktoren und Einkommenszweigen, den man wahrzunehmen glaubte, und die Verlegenheit, in die man eben deshalb mit der Erklärung und Rechtfertigung des Kapitalzinses für den Fall zu geraten fürchtete, als man dem Kapital die Anerkennung als selbständiger Produktionsfaktor versagte. Alles ursprüngliche Einkommen, so lehrte man, gründet sich auf eine Teilnahme an der Güterproduktion. Die verschiedenen Einkommenszweige sind nichts als die Formen, in denen die verschiedenartigen Produktionsbeiträge honoriert werden. Die Grundrente ist das Honorar des Produktionsfaktors Natur, der Arbeitslohn das Honorar des Produktionsfaktors Arbeit, und der Kapitalzins — nun, der Kapitalzins schien in der Luft zu hängen, wenn er sich nicht in gleicher Weise als das Honorar eines dritten selbständigen Produktionsfaktors auslegen ließ. Er schien weder theoretisch zu erklären, noch — was wohl den beteiligten Theoretikern noch fataler sein möchte — praktisch zu rechtfertigen. So in die Enge getrieben, verstand sich so mancher gelehrte Denker dazu, lieber gegen die klaren Tatsachen ein Auge zuzudrücken, als mit der selbständigen Produktivität des Kapitales die willkommene Basis der landläufigen Theorie vom Kapitalzins aufzuopfern.

Freilich sprachen die Tatsachen sehr klar. Daß das Kapital kein Element im eigentlichen Sinne ist, indem es selbst aus dem Zusammenwirken von Natur und Arbeit erst hervorgeht, war nicht allein schlechterdings nicht zu leugnen, sondern mußte sogar durch eine seltsame Ironie des Schicksals von denselben Theoretikern, die seine selbständige Pro-

duktivität behaupteten, in Nachahmung eines von ADAM SMITH gegebenen Beispieles ausdrücklich demonstriert werden. Indem sie nämlich in ihrer Preislehre zu zeigen hatten, wie alle Güterpreise sich schließlich in Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins auflösen lassen, wurden sie genötigt, haarklein darzulegen, daß die Kapitalstücke kein Element sind; daß z. B. Kupfer und Stahl, die als Kapital bei der Taschenuhrenfabrikation dienen, entstanden sind durch das Zusammenwirken des natürlichen Bergsegens, der Tätigkeit der Bergleute und älterer Kapitalien, die selbst wieder auf ähnliche Weise entstanden sind usf.¹⁾ Um trotzdem die selbständige Produktivität des soeben als unselbständiges Zwischenprodukt demonstrierten Kapitales behaupten zu können, mußte man recht sonderbare Brücken schlagen. Die beliebteste war Dunkelheit und Kürze. Statt für den klaffenden Widerspruch eine ernsthafte Versöhnung zu suchen, regte man entweder ein Bedenken gar nicht an, oder, wenn es schon rege gemacht wurde, fertigte man es mit irgend einer lakonischen Redensart ab. Eine lange Reihe von Schriftstellern macht sich keine Skrupel, das Kapital in einem Atem für einen von Natur und Arbeit „abgeleiteten“ und doch wieder neben Natur und Arbeit für einen dritten selbständigen Produktionsfaktor zu erklären.²⁾ MILL hat dem Druck der Tatsachen so weit nachgegeben, daß er eingestehst, „das Kapital ist selbst das Produkt von Arbeit; seine Wirksamkeit bei der Produktion ist daher eigentlich die der Arbeit in einer indirekten Form“³⁾. Allein mit einer raschen Wendung rettet er trotzdem seine Selbständigkeit. „Dessenungeachtet“ — fährt er nämlich fort — „ist dafür eine besondere Aufstellung erforderlich. Eine vorgängige Arbeitsanwendung, um das für den Verbrauch während des Arbeitens erforderliche Kapital hervorzubringen, ist nicht minder wesentlich als die Anwendung der Arbeit selbst.“ Also weil man in zwei verschiedenen Stadien der Produktion zweimal Arbeit anwenden muß, muß man außer der Arbeit noch etwas anderes als selbständige Produktionsbedingung anerkennen!

Einzelne Schriftsteller nehmen allerdings die Sache ernster. Sie weichen der Schwierigkeit nicht aus, sondern suchen für sie eine wirkliche Lösung. Sie können nicht erkennen, daß das Kapital durch Zusammensetzung aus einfacheren Faktoren erst zur Entstehung kommt. Sie verzichten daher ganz korrekt darauf, für das Kapital selbst die Eigenschaft

~~1)~~ Z. B. SAY, Traité 7. Aufl., II. Buch, V. Kap., S. 344.

~~2)~~ Von Älteren z. B. FULDA, Grundsätze der ök.-pol. oder Kameralwissenschaften, 2. Aufl. 1820 S. 135; SCHÖN, Neue Untersuchung der Nationalökonomie 1835 S. 47; von Neueren selbst der hochverdiente COSSA, Elementi, 8. Aufl., p. 34, und GIDE in der ersten Auflage seiner Principes d'Ec. Pol., 1884, p. 101 und 145; in den späteren Auflagen, z. B. in der neunten, 1905, S. 73f. drückt sich GIDE schon viel vorsichtiger und korrekter aus.

~~3)~~ Grundsätze der pol. Ök., Übersetzung von SOETBEER, I. Buch, VII. Kap. § 1.

eines Elementes in Anspruch zu nehmen. Andererseits brauchen sie aber doch für den Kapitalzins einen selbständigen Träger. Sie helfen sich nun dadurch, daß sie bei der Auflösung des Kapitales in seine Elemente neben Natur und Arbeit noch ein drittes selbständiges Element herausdestillieren: SENIOR die Enthaltsamkeit, HERMANN die Kapitel-Nutzungen. Glücklich waren diese Lösungsversuche, über die wir uns schon in der ersten Abteilung dieses Werkes ein eingehendes Urteil gebildet haben¹⁾), freilich nicht, und zumal dem HERMANNschen Lösungsversuch haftet das seltsame Mißgeschick an, daß er die Nutzung, die aus dem Kapitale hervorgeht, für elementarer erklären muß, als das Kapital selbst; gleichsam das Ei, das von der Henne gelegt wird, für ursprünglicher als die Henne. Trotzdem sind diese Theorien für unsere jetzige Frage lehrreich. Denn sie beweisen, daß einige unserer scharfsinnigsten Denker es vorzogen, zu den gewagtesten und gekünsteltesten Konstruktionen ihre Zuflucht zu nehmen, statt in die marktgängige Lehre einzustimmen, daß das Kapital zwar selbst erst durch Natur und Arbeit erzeugt, aber dennoch neben ihnen ein „selbständiger“ Produktionsfaktor sei!

Wir dürfen also getrost das Kapital aus der Liste der selbständigen Produktivkräfte streichen, wie dies schon längst ein Teil der englischen Schule und später die Sozialisten getan haben. Allerdings in einer nicht ganz zutreffenden Form. Sie erblicken in der Wirksamkeit des Kapitales nur die Wirksamkeit der zu seiner Erzeugung verwendeten Arbeit; sie erklären das Kapital als „aufgespeicherte vorgetane Arbeit“. Das ist falsch. Das Kapital ist — um in derselben Redeform zu bleiben — nur zum Teil aufgespeicherte Arbeit, zum Teil ist es auch aufgespeicherte wertvolle Naturkraft. Es ist das Mittelglied, durch welches hindurch beide originären Produktivkräfte ihre Wirksamkeit entfalten. An der Wirksamkeit des Goldes, das als Kapital zum Vergolden des Blitzableiters verwendet wird, hat nicht allein die Arbeit des Bergmannes, der das Gold-erz gewinnt und läutert, sondern auch die Natur ihren Anteil, die das wertvolle Golderzlager dargeboten.

Ist also, wenn die produktive Wirksamkeit des Kapitales auf Natur und Arbeit zurückgeführt wird, das Kapital selbst gar nicht produktiv? — O ja! in mehr als einem Sinne dieses nur allzu vieldeutigen Wortes²⁾. Es ist schon deshalb „produktiv“, weil es überhaupt in der Güterproduktion seine Bestimmung findet; es ist weiter produktiv, weil es als wirksames Werkzeug die Vollendung der schon eingeschlagenen ergiebigen Produktionsumwege befördert; es ist endlich auch noch mittelbar produktiv, weil es die Einschlagung neuer ergiebiger Produktionsumwege ermöglicht.

¹⁾ Siehe meine „Geschichte und Kritik“, Abschn. VIII u. IX.

²⁾ Vgl. „Geschichte und Kritik“, 2. A. S. 132 und 4. Aufl. S. 97.

Nur eines ist es nicht: es ist nicht selbständige produktiv in jenem Sinne, um den sich freilich gerade die wichtigste Kontroverse dreht. Wie sich schon der alte Meister Lorz kurz und bündig ausdrückt: „Mit seiner selbständigen Arbeit ist es zuverlässig nichts“!¹⁾

IV. Abschnitt.

Die Theorie der Kapitalbildung.

Es sind in unserer Wissenschaft drei Meinungen über die Bildung des Kapitales in Umlauf. Eine läßt dasselbe durch Ersparung, eine zweite durch Produktion, eine dritte durch beide Momente zusammen entstehen. Von diesen drei Meinungen genießt wohl die dritte die weiteste Verbreitung. Sie ist auch die richtige. Nur wird man die richtige Formel zum Teil mit einem klareren und lebenswahreren Vorstellungsinhalte auszufüllen haben, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt²⁾.

¹⁾ „Handbuch der Staatswirtschaftslehre“, Erlangen 1821, I 66 in der Note.
²⁾ Der Streit über den Anteil der Ersparung an der Kapitalbildung ist fast so alt als die wissenschaftliche Nationalökonomie. Zuerst bildete sich die Ersparungstheorie aus. Schon von den Physiokraten angedeutet, wurde sie von SMITH nachdrücklich formuliert in dem oft zitierten Satze: „Parsimony and not industry, is the immediate cause of the increase of capital“ (Wealth of nations II. B., III. Ch.). Durch die Autorität von SMITH gestützt, wurde sie dann eine Zeit lang fast alleinherrschend, und obwohl sie später starke Einbuße erlitt, findet sie doch noch bis in die neueste Zeit namhafte Vertreter; so unter andern MILL: „Kapital ist das Ergebnis des Sparens“ (Grundsätze I. B., V. Kap. § 4); ROSCHER: „Es entstehen Kapitalien hauptsächlich durch Ersparnis“ (Grundlagen § 45); FRANCIS WALKER: „It arises solely out of saving. It stands always for selfdenial and abstinence“ (Political Economy II. Aufl. New-York 1887, p. 66). Gegen die Ersparungstheorie erhob sich aber auch schon sehr früh scharfe Opposition, wohl zuerst durch LAUDERDALE, Inquiry (1804) Chapt. IV.; dann, nach längerer Pause, durch die sozialistischen Theoretiker (ROBERTUS, Das Kapital S. 240ff., 267f.: „Ebenso wie das Kapital des isolierten Wirtes entsteht und vermehrt sich auch das Nationalkapital nur durch Arbeit und nicht durch Sparen“; LASSALLE, Kapital und Arbeit, S. 64ff., MARX, Das Kapital, I, 2. Aufl., 619ff.), denen sich in neuerer Zeit auch zahlreiche Schriftsteller anderer Richtung mehr oder weniger entschieden anschlossen; so, sehr scharf und entschieden, GIDE (Principes, I. A. p. 167ff. und ähnlich auch noch in der 9. Aufl. 1905, S. 132ff.), sowie BOSTEDO, The function of saving, in den Annals of Amer. Acad. XVII (1901), S. 95ff.; weniger entschieden KLEINWÄCHTER (in SCHÖNBEGS Handbuch, II. Aufl. 213ff.) und R. MEYER (Das Wesen des Einkommens 1887, S. 213ff.); mehr vermittelnd WAGNER (Grundlegung, II. Aufl. § 290ff. und neuestens im Grundriß der theoretischen Sozialökonomie, 1907, § 39) und, etwas unklar und verschwommen, COHN (Grundlegung der Nationalökonomie 1885, § 257ff.). Immerhin behält jene Meinung, welche der Ersparung einen Anteil an der Kapitalbildung zuschreibt, unverkennbar die Oberhand. Nur pflegen die neueren Vertreter dieser Ansicht in richtiger Einschränkung derselben ausdrücklich zu betonen, daß die Ersparung allein nicht genügt, sondern auch noch „Arbeit“ oder „produktive Widmung“ u. dgl. hinzutreten müsse — was wohl auch die wahre Meinung manches älteren An-

Stellen wir uns, um die Sache zunächst an dem denkbar einfachsten Falle darzulegen, einen noch absolut kapitallos wirtschaftenden Ein-siedler, etwa einen Robinson vor, der von allen Hilfsmitteln entblößt an einen einsamen Strand geworfen wurde. Kapitallos, wie er ist, muß er sich zunächst seinen Unterhalt auf die primitivste Weise, z. B. durch Einsammeln wildwachsender Früchte verschaffen. Was muß nun geschehen, damit er in den Besitz eines ersten Kapitales, etwa einer Ausrüstung mit Bogen und Pfeilen gelangen kann?

Stellen wir zunächst die erste Theorie auf die Probe. Genügt Ersparung allein, um das Kapital ins Leben zu rufen? — Gewiß nicht. Unser Robinson mag mit dem einzigen Besitztum, das er hat, mit seinen wilden Früchten sparen und geizen wie er will, so wird er damit zwar allenfalls einen Reichtum an aufgespeicherten Genußmitteln, aber ganz gewiß nicht eine einzige Jagdwaffe erlangen. Diese muß, wie man leicht sieht, schlechterdings produziert werden.

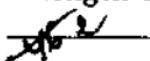
Genügt es also zur Entstehung des Kapitales, daß dasselbe produziert werde, und ist somit die zweite Theorie im Recht? — Ebenso wenig. Allerdings, wenn man einmal so weit ist, die Produktion der Kapitalsgüter ins Werk zu setzen, dann ist auch die Kapitalbildung schon so gut wie geschehen. Aber ehe man so weit kommt, ist noch etwas anderes zu leisten, was keineswegs etwas Selbstverständliches ist: es sind Produktivkräfte für die beabsichtigte Kapitalbildung frei zu machen, und das geschieht nur durch Ersparung. Sehen wir zu.

Die Summe der originären Produktivkräfte, über die unser Robinson täglich verfügt, beträgt — abgesehen von den Naturgaben — einen Arbeitstag, also, wie wir annehmen wollen, zehn Arbeitsstunden. Gesetzt nun, die wildwachsenden Früchte sind im Aufenthaltsbezirk unseres Mannes so kärglich, daß eine volle zehnstündige Tagesarbeit erforderlich ist, um nur die zur knappsten Lebensfristung unentbehrliche Fruchtemenge zu beschaffen: dann ist offenbar jede Kapitalbildung unmöglich. Es nützt nichts, ihm zu raten: „so produziere doch Bogen und Pfeile!“ Denn zum Produzieren gehört Zeit und Kraft, und alle Zeit und Kraft, die unser Robinson besitzt, ist schon durch den Dienst der momentanen Lebensfristung vollauf in Anspruch genommen. Mit dem „Produzieren“ hat es also seine guten Wege, wenn nicht noch etwas anderes hinzukommt; und was dieses Andere ist, zeigt sich sofort, wenn wir die tatsächlichen Voraussetzungen unseres Beispieles etwas variieren.

hängers der Ersparungstheorie gewesen sein mag, der nur den vermeintlich selbstverständlichen Zusatz ausdrücklich anzufügen unterließ. Vgl. z. B. RAU, Volkswirtschaftslehre, VIII. Aufl. I, § 133, RICCA-SALERNO, Sulla Teoria del Capitale, Kap. IV, S. 118 („Il capitale deve la sua origine all'industria e al risparmio“), COSSA, Elementi, 8. Aufl., S. 39, und viele andere. Über die ganze Streitfrage vgl. jetzt auch noch die gut orientierende Darstellung SPIETHOFFS in seiner Lehre vom Kapitale, S. 32—41.

Nehmen wir an, die Ausbeute an Früchten sei um so viel reichlicher, daß schon das Erträgnis einer neunstündigen Sammelerarbeit zur notdürftigen Lebensfristung genügt, während der Ertrag von zehn Arbeitsstunden eine zur Erhaltung der Kraft und Gesundheit vollständig ausreichende Ernährung sichert. Offenbar steht jetzt unser Robinson vor der Wahl zwischen einem doppelten Benehmen. Entweder er nützt die ihm offenstehende Gelegenheit zur Vervollständigung seiner Ernährung aus und verzehrt täglich die Früchte einer vollen zehnstündigen Tagesarbeit: dann ist es sonnenklar, daß er auch jetzt keine Zeit und Kraft übrig behält, um Bogen und Pfeile anzufertigen. Oder er begnügt sich, obwohl die ihm verfügbaren Produktivkräfte eine „ausreichende“ Ernährung ermöglichen würden, dennoch mit der „notdürftigsten“ Lebensfristung, die durch neunstündige Sammelerarbeit bestritten werden kann: dann und nur dann bleibt ihm eine zehnte Stunde frei, in der er zu künftigem Nutzen Jagdgeräte anfertigen kann. Das heißt aber mit anderen Worten: es müssen, ehe Kapital wirklich gebildet werden kann, die zu seiner Erzeugung notwendigen Produktivkräfte durch Abbruch am augenblicklichen Lebensgenuss erst erspart werden.

Um einem naheliegenden Mißverständnis bei Zeiten aus dem Weg zu gehen, bemerke ich ausdrücklich, daß der Abbruch am augenblicklichen Lebensgenuss durchaus nicht immer zu einem förmlichen Darben zu führen braucht. Bei einer größeren Energie der Arbeit würde für unseren Robinson die Wahl nicht, wie im obigen Beispiele, zwischen „notdürftigstem“ und „ausreichendem“, sondern vielleicht zwischen „ausreichendem“ und „reichlichem“ Unterhalt stehen. Nicht auf die absolute Niedrigkeit der Ansprüche auf augenblicklichen Lebensgenuss kommt es an, sondern auf ihr Verhältnis zu derjenigen Größe, die ich am kürzesten und gemeinverständlichsten mit dem wissenschaftlich leider noch nicht genug streng fixierten Ausdruck „Einkommen“ bezeichnen könnte¹⁾. Das Wesentliche ist, daß für den Genuss der laufenden gegenwärtigen Periode die laufende Dotation an Produktivkräften nicht voll in Anspruch genommen wird, so daß ein Teil derselben dem Dienste einer künftigen Periode vorbehalten werden kann: ein solches Benehmen wird



¹⁾ Über die vielen abweichenden und widersprechenden Auffassungen des Einkommensbegriffes vgl. R. MEYER, „Das Wesen des Einkommens“ 1887, besonders S. 1—27. Ich vermeide es absichtlich, auf die Kontroverse über den Einkommensbegriff einzugehen, die mir trotz der vielen Verdienste der MEYERSchen Arbeit durch sie keineswegs endgültig erledigt zu sein scheint. Wo ich im folgenden den Namen Einkommen gebrauche, verstehe ich ihn nicht im Sinne MEYERS, sondern in einer mit dem populären Sprachgebrauche ungefähr übereinkommenden Bedeutung. — Daß ich noch mehr Vorbehalte gegen die Behandlung des Einkommensbegriffes in FISHERS neuester großer Monographie über „The nature of capital and income“ (1906) zu erheben habe, wurde schon oben (S. 56f.) einmal angedeutet.

man aber ohne Frage ein echtes Ersparen von Produktivkräften nennen müssen.

Ein Ersparen von Produktivkräften: denn Produktivkräfte und nicht die Kapitalgüter selbst sind der unmittelbare Gegenstand der Ersparung. Es ist dies ein wichtiger Punkt, der gegenüber der landläufigen Meinung, die darauf zu wenig geachtet hat, scharf betont werden muß. Man spart an Genußmitteln, erspart dadurch Produktivkräfte und kann dann mit diesen endlich Kapitalgüter produzieren¹⁾. Nur ausnahmsweise sind die Kapitalgüter selbst unmittelbares Objekt der Ersparung. Es kann dies bei jenen Gütern sich ereignen, die ihrer Natur nach eine doppelte Verwendung, sowohl als Genußmittel, als auch als Produktivgut zulassen, wie z. B. Saatgetreide. Indem man solche Güter der Genußverwendung entzieht, hat man durch Ersparung unmittelbar das Substrat der Kapitalbildung gewonnen. Um sie zu vollenden, muß man freilich zum negativen Moment der Ersparung noch die positive Bildung als Zwischenprodukt hinzutreten.

An dieselben Bedingungen, wie die erste Bildung von Kapital, ist, wie leicht zu zeigen, auch jede fernere Vermehrung des bestehenden Kapitalstockes geknüpft. Nehmen wir an, unser Robinson hat einen Monat lang täglich nur so viel Früchte verzehrt, als er in neun Arbeitsstunden sammeln konnte, und die zehnte Stunde der Anfertigung von Jagdwaffen gewidmet. Als Frucht dieser — zusammengenommen dreißigstündigen — Tätigkeit besitzt er jetzt Bogen und Pfeile und in ihnen die Möglichkeit, sich den Lebensunterhalt weit leichter und reichlicher zu verschaffen als zuvor. Natürlich schweifen aber seine Wünsche weiter. Er will bequeme Kleidung, ein Wohnhaus und allerlei der Bequemlichkeit dienende Geräte haben. Dazu benötigt er vorerst zweckdienliche Zwischenprodukte, Werkzeuge, eine Axt, Nägel, Klammern usw. Fragen wir nun wieder, was für Bedingungen müssen erfüllt sein, damit unser Robinson in den Besitz dieser neuen Kapitalien gelangen kann?

Nichts ist leichter zu sagen als das. Wenn unser Robinson die ganze Verbesserung seiner Lage, die er dem Besitz von Bogen und Pfeilen verdankt, zu einem erhöhten augenblicklichen Lebensgenuss ausnützt, das ist, wenn er seine ganze verfügbare Arbeitszeit im Dienste des Augenblicks mit Jagd, Früchtesammeln und müßiger Ruhe verbringt, so kann er nicht allein kein neues Kapital gewinnen, sondern muß auch das alte verlieren. Denn sein Jagdgeräte dauert nicht ewig an. Nach einem Monat z. B. werden seine Pfeile verschossen und der Bogen abgenutzt sein. Soll also sein Kapital nur im Beharrungszustand verbleiben, so muß er

¹⁾ Der berühmte Satz von SMITH: „Parsimony and not industry is the immediate cause of the increase of capital“ ist also, um richtig zu sein, gerade umzudrehen. Die unmittelbare Entstehungsursache der Kapitalgüter ist die Produktion; die mittelbare eine der Produktion vorausgegangene Ersparung.

offenbar von seinen täglichen zehn Arbeitsstunden mindestens eine auf die Erneuerung seiner Jagdwaffen verwenden und darf höchstens neun Stunden täglich sammeln und jagen. In allgemein gütiger Form ausgesagt: um das Kapital im Beharrungszustand zu erhalten, muß man von den Produktivkräften der laufenden Periode mindestens ebenso viel dem Dienste der Zukunft überweisen, als man in der laufenden Periode an Erträgnissen älterer Produktivkräfte verzehrt hat¹⁾. Oder etwas anders gewendet: man darf in der laufenden Periode das Erträgnis von höchstens ebenso vielen Produktivkräften — gegenwärtige und vergangene zusammen gerechnet — verzehren, als in der laufenden Periode neu zuwachsen.

Soll endlich eine Vermehrung des Kapitales ermöglicht werden so muß offenbar eine noch größere Quote der laufenden Produktivkräfte dem Genußdienst der Gegenwart entzogen und der Zukunft überwiesen werden: unser Robinson muß von seinen täglichen zehn Arbeitsstunden eine an der Erneuerung der Jagdwaffen und muß weniger als neun Stunden am Sammeln von Früchten und Erlegen von Wild arbeiten, wenn er in einem freien Rest seiner Arbeitszeit die Kapitalgegenstände seines neuen Begehres will erzeugen können. Allgemein gesagt: er muß die Genußverzehrung der laufenden Periode so weit verkürzen, daß sie den Ertrag von weniger (vergangenen und gegenwärtigen) Produktivkräften aufbraucht, als in derselben Periode neu zuwachsen; mit einem Worte, er muß Produktivkräfte ersparen.

All das ist wohl klar und einfach; ja sogar für unsere Zwecke etwa zu einfach. Robinsonaden und Urzustandschilderungen sind ganz gewiß um die einfachsten typischen Grundzüge, gewissermaßen den Skeletbau wirtschaftlicher Vorgänge, klar hervortreten zu lassen — und insofern hoffe ich, hat auch unsere Robinsonade ihre guten Dienste getan — allein sie vermögen natürlich nicht, uns ein zutreffendes Bild von jenen eigentümlichen und ausgebildeten Formen zu vermitteln, in die sich jene Skeletlinien mitten in der lebendigen Wirklichkeit einer modernen Volkswirtschaft einkleiden. Gerade hier liegt mir aber sehr viel daran die abstrakte Formel mit lebenswahren, plastischen Vorstellungsbildern auszufüllen. Wir müssen also den Schauplatz verlegen vom einsame-

¹⁾ Nur falls inzwischen die Technik der Erzeugung der betreffenden Kapitalsstücke vorgeschriften ist, genügt schon die Überweisung einer geringeren Menge von Produktivkräften. Hat unser Robinson z. B. gelernt, dieselben Waffen, deren Erzeugung anfangs 30 Arbeitsstunden erforderte, schon in 15 Arbeitsstunden herzustellen, so genügt es natürlich zur Erhaltung des Beharrungszustandes, wenn er nun mehr nur eine halbe Stunde täglich an der Erneuerung der Jagdwaffen arbeitet, während 9½ Stunden ohne Verschlimmerung seines wirtschaftlichen Zustandes zur unmittelbaren Beschaffung eines reichlicheren Lebensunterhaltes verwendet werden können.

Strand unseres Robinsons mitten in das Wirtschaftsgetriebe einer großen, viele Millionen umfassenden Nation.

Stellen wir uns einen sozialen Körper vor, der zehn Millionen arbeitskräftiger Personen in sich schließt. Seine Jahresdotation an originären Produktivkräften beträgt demgemäß außer den laufenden Bodennutzungen, von denen ich, um die Darstellung nicht zu weitläufig zu gestalten, absehe, zehn Millionen Arbeitsjahre. Sein bisher aufgehäufter Kapitalstock repräsentiere die Frucht von dreißig Millionen Arbeitsjahren (und einer entsprechenden Menge von Bodennutzungen), die in vorausgegangenen Wirtschaftsjahren in Zwischenprodukte investiert wurden. Betrachten wir die Struktur dieses Kapitalstocks näher.

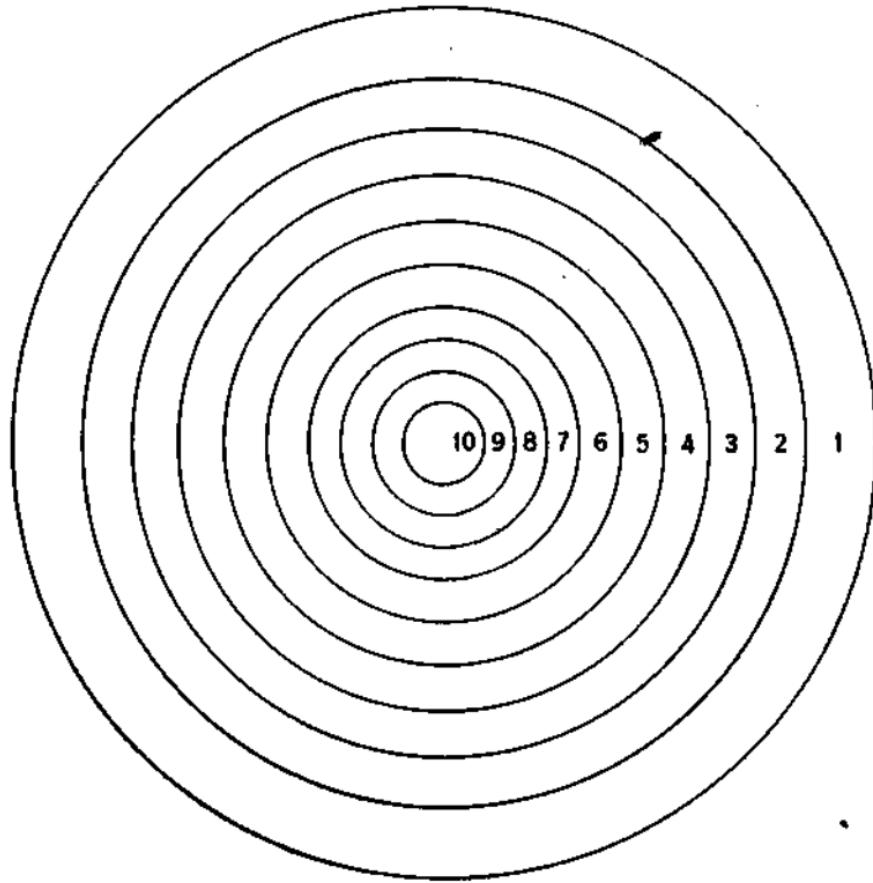
Jedes Kapital setzt sich seinem Wesen nach aus einer Masse von Zwischenprodukten zusammen, deren gemeinsames Ziel es ist, zu Genußmitteln auszureifen. Sie erreichen dieses Ziel durch die Fortsetzung des Produktionsprozesses, in dessen Verlauf sie selbst entstanden sind. Sie sind alle gleichsam unterwegs auf das Ziel der Genußreife. Der Weg, den sie bis dahin zurückzulegen haben, ist aber verschieden. Teils weil verschiedene Produktionszweige überhaupt verschieden weite Produktionsumwege einschlagen; der Bergbau oder der Eisenbahnbau z. B. viel weitere Umwege als die Holzschnitzerei. Teils aber auch, weil jene Güter, die den augenblicklichen Bestand des Volkskapitales ausmachen, sich auf sehr verschiedenen Punkten ihrer bezüglichen Produktionsbahnen befinden. Mit manchem Zwischenprodukt wurde ein weit ausholender Umweg eben erst betreten, z. B. mit einer Bohrmaschine, die einen Bergwerkstollen einzutreiben berufen ist; andere befinden sich in der Mitte, wieder andere, z. B. Kleiderstoffe, aus denen demnächst Röcke und Mäntel gefertigt werden sollen, nahe am Schlusse der gesamten zu durchmessenden Produktionsbahn. Das Kapitalinventar legt nun gewissermaßen einen Querschnitt durch die ungleich langen und ungleichzeitig begonnenen Produktionsbahnen und kreuzt sie dabei natürlich in den verschiedensten Stadien — analog wie eine Volkszählung einen Querschnitt durch die Lebensbahnen legt und die einzelnen Volksglieder in den verschiedensten Altersstufen antrifft und fixiert.

Mit Rücksicht auf die verschiedene Entfernung von der Genußreife gliedert sich die gesamte Kapitalmasse in eine Anzahl von Reife- oder Jahresklassen, die sich überaus zutreffend unter dem Bilde konzentrischer Jahresringe vorstellen lassen. Der äußerste weiteste Jahresring (Fig. 1) umfaßt jene Kapitalteile, die innerhalb des nächsten Jahres in fertige Genußgüter übergeleitet werden, der nächst engere Ring jene Kapitalien, die im zweitnächsten Jahre zu Genußgütern ausreifen werden, der dritte Ring jene, die im dritten Jahre ausreifen usf. Bei einem Volk, dessen Produktion noch schwach kapitalistisch ist, werden die inneren Ringe rasch zusammenschrumpfen (Fig. 2), weil hier weitausholende Produktions-

umwege, die ihre Genussfrucht erst nach vielen Jahren bringen, nur selten und spärlich eingeschlagen werden. In reichen, wohlentwickelten Volkswirtschaften wird sich dagegen eine beträchtliche Anzahl ausgebildeter Jahresringe unterscheiden lassen, unter denen auch die inneren einen relativ kleineren, aber absolut nicht unbeträchtlichen Inhalt haben.

Die Versinnlichung der Reifiklassen durch konzentrische Ringe ist deshalb besonders zutreffend, weil dieses Bild auch die Größenverhält-

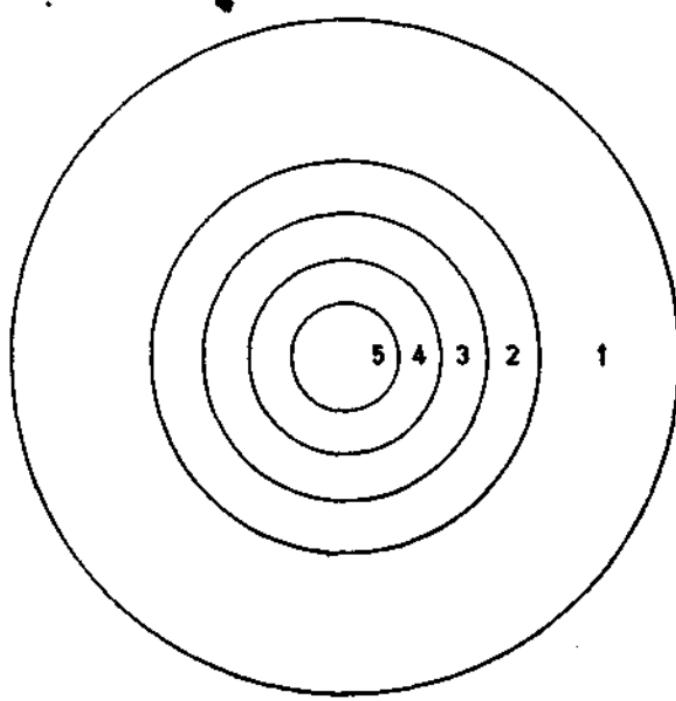
Fig. 1.



nisse jener Klassen glücklich zum Ausdruck bringt. Geradeso nämlich, wie der äußerste der konzentrischen Ringe den größten und die inneren Ringe einen allmählig abnehmenden Flächeninhalt besitzen, umfaßt auch die erste, der Produktionsvollendung nächste Reifikasse naturgemäß jederzeit die stärkste Quote der Kapitalmasse, während auf die entfernteren Reifiklassen eine immer geringere Quote entfällt. Aus zwei Gründen. Erstlich deshalb, weil die verschiedenen Produktionszweige

nach ihren technischen Verhältnissen überhaupt verschieden lange Produktionsumwege einschlagen. Manche vollenden das gesamte Produktionswerk von den ersten Vorbereitungsarbeiten bis zur Herstellung des genußreifen Schlußproduktes in einem einzigen Jahr, manche in zwei, drei, fünf Jahren, und nur ein Teil hat eine Produktionsperiode von zehn, zwanzig, dreißig Jahren. Das hat zur Folge, daß die höchsten (von der Genußreife entferntesten) Reifiklassen nur von einem Teil der Produktionszweige bevölkert werden, indem z. B. Zwischenprodukte im Stadium der zehnten Reifiklasse überhaupt nur aus jenen Produktionszweigen hervorbrechen können, die eine wenigstens zehnjährige Produktionsperiode haben.

Fig. 2.



Die niedrigeren Reifiklassen werden aber sowohl von den letztgenannten Produktionszweigen — deren Zwischenprodukte ja sukzessive auch in die der Genußreife näheren Klassen eintreten müssen — als auch von den Produktionszweigen mit kürzerer Produktionsperiode bevölkert. So schwillt die Menge der Zwischenprodukte bis zur ersten Reifiklasse, in die jeder Produktionszweig ohne Ausnahme seine Vertreter entsendet.

In derselben Richtung wirkt aber auch noch ein zweiter Umstand. Die Ausreifung der Zwischenprodukte zu Genußmitteln erfordert einen fortwährenden Zusatz von laufenden Produktivkräften. In jedem Stadium des Produktionsprozesses wird den aus dem vorangegangenen Stadium

übernommenen Zwischenprodukten neue Arbeit zugesetzt, um sie in einem vorgeschritteneren Zustand dem folgenden Stadium zu überliefern. Das Zwischenprodukt Wolle wird in einem Stadium durch Arbeitszusatz in das Zwischenprodukt Garn und wieder durch Arbeit in einem folgenden Stadium in das Zwischenprodukt Tuch verwandelt usf. Das hat zur natürlichen Folge, daß innerhalb jedes Produktionszweiges die investierte Kapitalmenge mit jedem Fortschritt des Produktionsstadiums, oder was dasselbe ist, mit jedem Fortschritt in eine niedrigere Reifeklasse anwächst. Es werden daher die niedrigeren Reifeklassen nicht allein, wie oben dargestellt, von mehr Produktionszweigen, sondern sie werden überdies mit verhältnismäßig größeren Kapitalbeträgen gespeist, was ein doppeltes numerisches Übergewicht der niedrigeren, voran der ersten Reifeklasse, begründet¹⁾.

Gestalten wir diesen Verhältnissen entsprechend unser Beispiel ziffermäßig aus. Der leichteren Übersicht wegen will ich annehmen, daß der Kapitalbestand unserer Volkswirtschaft sich nur aus zehn Jahresringen zusammensetze. Ist im gesamten Kapitalbestand eine Menge von 30 Millionen Arbeitsjahren verkörpert (von den mit investierten Bodennutzungen sehe ich der Einfachheit wegen wieder ab), so können wir folgende Verteilung der Reifeklassen annehmen:

In der 1. Reifeklasse stehen Zwischenprodukte von 6 Millionen Arbeitsjahren

2.	"	"	"	"	5	"	"
"	3.	"	"	"	4	"	"
"	4.	"	"	"	3,5	"	"
"	5.	"	"	"	3	"	"
"	6.	"	"	"	2,5	"	"
"	7.	"	"	"	2	"	"
"	8.	"	"	"	1,7	"	"
"	9.	"	"	"	1,3	"	"
"	10.	"	"	"	1	"	"

Im normalen Verlauf wird in jedem Jahre der äußerste Jahresring aus dem Kapitalbestand ganz ausgeschieden und in Genußmittel, die der Verzehrung des Volkes dienen, umgesetzt; die folgenden Ringe aber rücken, durch Zusatz von neuer Arbeit zugleich im Produktionsstadium gefördert und in der Masse geschwelt, um je eine Klasse vor. Die erste Klasse also wird in Genußmittel umgesetzt, die zweite Klasse wird zur ersten, die dritte zur zweiten usf. Es erhebt sich nun die für unser Thema

(59)

Ausdauernde Produktivgüter, die ihren Nutzen allmählig im Laufe mehrerer Jahre abgeben, gehören natürlich mit verschiedenen Teilen ihres Nutzinhaltes, beziehungsweise mit den verschiedenen Jahresringen ihrer Nutzleistungen gleichzeitig verschiedenen Reifeklassen an.

wichtige Frage: welchen Gebrauch muß die Volkswirtschaft von den ihr im laufenden Jahre neu zuwachsenden originären Produktivkräften, also — wenn wir wie oben der Einfachheit halber die Bodennutzungen vernachlässigen — von den zuwachsenden 10 Millionen Arbeitsjahren machen, um den Kapitalbestand eben im Beharrungszustand zu erhalten, und wie muß sie sich verhalten, damit eine Kapitalvermehrung eintreten kann?

Beide Fragen sind leicht zu beantworten. Um das Kapital im Beharrungszustand zu erhalten, darf die Volkswirtschaft nicht mehr als vier Millionen Arbeitsjahre zur Gegenwartspproduktion verwenden, mit welchem Namen ich der Kürze halber alle jene Produktionsakte zusammenfassen will, welche darin übereinkommen, daß die in ihnen aufgewendeten originären Produktivkräfte noch in derselben Wirtschaftsperiode ihren vollen Genüßnutzen bringen. Es trifft dies bei zweierlei Arten von Produktionsakten zu: teils und hauptsächlich bei der Ableistung der Schlußarbeiten, welche zur Umformung des ersten Kapitalringes in Genüßgüter erforderlich werden (z. B. landwirtschaftliche Betriebsarbeit, Arbeit des Müllers, Bäckers, Schusters, Schneiders usw.); teils aber auch bei solchen Arbeiten, durch welche schleunig sich abspielende Produktionsprozesse in Angriff genommen und innerhalb einer einzigen Wirtschaftsperiode von Anfang bis zu Ende durchgeführt werden. — Mit den übrigen sechs Millionen Arbeitsjahren muß der durch das Ausscheiden des ersten Jahresringes geschmälerte Kapitalstock an Quantität und Qualität wieder auf seine frühere Höhe gebracht werden. Das erfordert, daß die neun anderen Jahresringe durch den entsprechenden Arbeitszusatz der Genüßreife um je eine Stufe näher gebracht, und daß die nunmehr ganz mangelnde 10. Klasse neu geschaffen werde. Die Größe der hierzu notwendigen Arbeitszusätze läßt sich genau bestimmen. Die bisherige zweite Klasse, in der nur 5 Millionen Arbeitsjahre bisher verkörpert waren, bedarf, um der ehemaligen ersten Klasse mit 6 Millionen Arbeitsjahren vollkommen gleichwertig zu werden, einen Zusatz von 1 Mill. A. die 3. Kl., um die frühere 2. zu erreichen, einen Zusatz von 1 Mill. A.

..	4.	"	"	"	3.	"	"	"	"	0,5	"	"
..	5.	"	"	"	4.	"	"	"	"	0,5	"	"
..	6.	"	"	"	5.	"	"	"	"	0,5	"	"
..	7.	"	"	"	6.	"	"	"	"	0,5	"	"
..	8.	"	"	"	7.	"	"	"	"	0,3	"	"
..	9.	"	"	"	8.	"	"	"	"	0,4	"	"
..	10.	"	"	"	9.	"	"	"	"	0,3	"	"

die vollständige Neuschaffung der zehnten Klasse endlich erfordert eine Arbeitsinvestierung von

1	"	"
in Summe die obigen	6	Mill. A.

Es mag ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, an welcher Stelle, in welchen Reifeklassen man die 6 Millionen Arbeitsjahre verwendet. Wollte man z. B. zwar 6 Mill. Arbeitsjahre überhaupt zur Schaffung von Zwischenprodukten verwenden, aber nicht in der obigen Verteilung, sondern durchaus zur Schaffung von Zwischenprodukten der ersten Klasse, die schon ein Jahr später zur Genübreife kommen, so hätte das einen doppelten Nachteil. Erstlich würden die Produktionsprozesse, die erst bis zu Zwischenprodukten der höheren Reifeklassen gediehen sind, ins Stocken geraten, und zweitens sind die kürzeren Produktionsumwege, wie wir wissen, minder ergiebig. Mit 6 Millionen Arbeitsjahren, die in einem nur einjährigen Produktionsumweg investiert werden, würde daher die Gegenwart der Zukunft zwar die gleiche Zahl von Produktivkräften, aber in ihr — worauf es in letzter Linie ankommt — wegen ihrer minderwertigen Verwendung nur eine geringere Menge von Produkten überliefern, als sie selbst von der Vergangenheit zum Genusse übernommen hat. Die künftige Jahresproduktion müßte also notgedrungen herabsinken, der Beharrungszustand wäre geschmälert.

Soll endlich das vorhandene Kapital vermehrt werden, so ist es augenscheinlich nötig, daß die Volkswirtschaft auf einen Teil der Genüsse, die sie sich unter Aufrechterhaltung des Beharrungszustandes vergönnen könnte, verzichtet, einen Teil der disponiblen Produktivkräfte vom Dienste der Gegenwart frei macht, erspart und zu einer additionellen Zukunftsproduktion verwendet. Die Durchführung der Ersparung von Produktivkräften kann in verschiedenen Formen erfolgen. Entweder so, daß man bei sonst ungeänderten Dispositionen eine geringere Quote der laufenden Produktivkräfte, z. B. statt vier nur drei Millionen Arbeitsjahre, zur unmittelbaren „Gegenwartsproduktion“ verwendet. Oder so, daß man schon vorher Spardispositionen getroffen, und durch diese den Kapitalbestand derart organisiert hat, daß der heuer in das Stadium der Genübreife übertretende Jahresring eine geringere Menge von Kapitalien, z. B. nur solche von fünf, statt von sechs Millionen Arbeitsjahren enthält. Indem dann auch zum Kapitalersatz nur fünf statt sechs Millionen Arbeitsjahre erforderlich sind, so bleibt, wenn wie sonst von der laufenden Produktivmitteldotation vier Millionen Arbeitsjahre zur Gegenwartsproduktion verwendet werden, noch eine Million zur Neubildung von Kapital übrig. Endlich ist es auch noch denkbar, im letzten Augenblick die Dispositionen so zu verschieben, daß weniger Kapital in das Stadium der Genübreife eintritt, als zuvor beabsichtigt war. Viele Güter lassen nämlich bekanntlich mehrfache Verwendungsarten zu. Das ermöglicht oft, Güter, die schon volle Genübreife erlangt haben oder ihr ganz nahe stehen, wieder um mehrere Reifegrade zurückzuversetzen. Man kann z. B. Getreide, statt es für Nahrungszwecke zu vermahlen, wieder als

Saatgetreide austun oder in der Branntweinbrennerei verwenden, mit Holz statt Gasthausküchen Hochöfen heizen, aus Eisen statt Parkgitter Maschinen bauen u. dgl. Gelingt es durch solche Dispositionssänderungen die Menge des ausreifenden Kapitales von sechs auf fünf Millionen Arbeitsjahre herabzudrücken, so wird abermals, nachdem vier Millionen Arbeitsjahre zur Gegenwartsproduktion verwendet wurden, eine Million Arbeitsjahre zur Neubildung von Kapital frei. — Jedenfalls kommen alle drei Wege, von denen wohl der zweite im praktischen Leben die stärkste, und der erste die geringste Anwendung findet, in einem wesentlichen Punkte überein: nämlich darin, daß in der laufenden Jahresperiode nur die Genüßerträge von neun Millionen Arbeitsjahren verzehrt werden, während in derselben Periode zehn Millionen Arbeitsjahre neu zuwachsen, daß also mit anderen Worten aus der laufenden Produktivdotation eine Million Arbeitsjahre erspart wird¹⁾. *50*

Wir haben die Kapitalbildung eines Volkes bis jetzt in einem Tone besprochen, als ob das Volk eine einzige, von einem einheitlichen Willen geleitete Wirtschaft führte. Das ist indeß bekanntlich nicht der Fall. Es erübrigts daher noch aufzuweisen, wie sich in der vielköpfigen Volkswirtschaft tatsächlich die zur Kapitalbildung führenden Dispositionen vollziehen, und zu erproben, ob sie, wie behauptet, „Ersparungen“ voraussetzen. Da man — nicht mit Unrecht — fordert, daß die allgemeinsten Wahrheiten nicht bloß an der momentanen, historisch gewordenen, sondern an jeder Gesellschaftsorganisation sich erhärten lassen, so will ich bei meiner Untersuchung sowohl auf die tatsächliche, überwiegend individualistische, als auch auf die immerhin denkbare sozialistische Wirtschaftsform Rücksicht nehmen. Ich beginne mit der letzteren, weil sie für unser Problem die einfachere Form darstellt.

68

¹⁾ Würde im laufenden Jahre etwa eine solche Verbesserung der Produktions-technik eingetreten sein, daß man den Abgang eines Kapitales von 6 Millionen Arbeits-jahren schon mit einem Aufwand von 5 Millionen Arbeitsjahren völlig ersetzen könnte, so würden sich die Ziffern unseres Beispieles etwas verschieben, das Prinzip aber dasselbe bleiben. Es wäre dann nämlich die Erhaltung des Beharrungszustandes schon möglich, wenn 5 Millionen Arbeitsjahre zur Gegenwartsproduktion verwendet, und insgesamt Genüßmittelträge von 11 Millionen Arbeitsjahren verzehrt werden (siehe auch oben S. 140 Anm. 1). Eine Neubildung von Kapital würde aber jedenfalls erfordern daß man auf einen Teil des Genusses, der bei Erhaltung des Beharrungszustandes möglich wäre, verzichtet, oder mit anderen Worten ausgedrückt, daß man einen Teil des „Einkommens“, das man bei ungeschmälertem Stammvermögen verzehren könnte nicht verzehrt, sondern erspart. Überdies würde, wenn nicht neuerdings technische Fortschritte gemacht werden, nach etlichen Jahren, wenn nämlich das nach der alten Produktionsmethode erzeugte Kapital ganz aufgebraucht ist, auch wieder das alte Ziffernverhältnis hergestellt werden, nach welchem der Beharrungszustand dann eintritt, wenn in einer Periode die Genüßerträge von ebenso viel Produktivkräften verzehrt werden, als in derselben Periode neu zuwachsen sind.

In einem sozialistischen Staat, in dem Privatkapital und Privatunternehmung ausgemerzt und die ganze nationale Produktion von Staatswegen organisiert wäre, würde auch die Kapitalbildung und die nötige vorgängige Ersparung von Produktivkräften von Amtswegen kommandiert. Einfach in der Form, daß die nationalen Arbeiter in einem stärkeren Verhältnis in kapitalbildende, weit ausholende Produktionen kommandiert werden, als aus eben solchen Produktionen der Vergangenheit die genußreichen Früchte in der Gegenwart fällig werden. Es werden einfach relativ viele Arbeiter zu Bergwerksanlagen, Eisenbahnbauden, Flußregulierungen, Maschinenfabrikation u. dgl., relativ wenig zum Weinbau, zur Seidenzucht, zur Spitzenfabrikation, zur Bierbrauerei, zur Tuchfabrikation usw. angestellt. Das Volk wird so von oben herab zwangswise zur Ersparung angehalten, indem ihm von der staatlich geleiteten Nationalproduktion relativ wenig Genußmittel alljährlich zur Verfügung gestellt werden, weniger, als bei Einhaltung des Beharrungszustandes alljährlich hergestellt und verzehrt werden könnten. Die so erübrigten Produktivkräfte werden in kapitalistische Produktionsumwege investiert.

Etwas komplizierter, aber immerhin im Prinzip leicht zu durchschauen ist der Vorgang bei der individualistischen Gesellschaftsorganisation, wie sie in unseren tatsächlichen Verhältnissen ausgeprägt ist. Hier entscheiden in erster Linie über die Verwendung der jährlich zuwachsenden Produktivkräfte, also über die Richtung der nationalen Produktion, die Produktionsunternehmer. Aber sie entscheiden nicht eigenwillig, sondern sie folgen den Impulsen, die von den Produktpreisen ausgehen. Wo die lebhafte Nachfrage gewinnbringende Preise bietet, dort dehnen sie die Produktion aus, um sie in jenen Gütersorten einzuschränken, in denen die spärliche Nachfrage dem Angebot nicht mehr das Gleichgewicht und die Preise nicht mehr in einer lohnenden Höhe zu erhalten vermag: Ausdehnung und Einschränkung des Angebotes dauern so lange fort, bis die Produktion sich mit dem Begehr der einzelnen Warenarten in's Gleichgewicht gesetzt hat. Endgültig sind es also nicht die Unternehmer, die über die Richtung der nationalen Produktion entscheiden, sondern die Konsumenten, das „Publikum“. Alles hängt davon ab, welchen Kaufbegehr sie mittelst ihres Einkommens entwickeln.

Das Einkommen eines Volkes ist auf die Dauer identisch mit dem Ertrage seiner Produktion. Ein Jahresring seines Einkommens fällt beiläufig¹⁾ zusammen mit dem Ertrage eines Jahresringes seiner Produktiv-

¹⁾ Auf subtile Unterscheidungen einzugehen, für die es Stoff genug gibt, habe ich hier weder Zeit noch Lust. Interessante Erörterungen über das Verhältnis von Nationalprodukt und Nationaleinkommen — denen ich allerdings nicht durchaus beipflichten kann — finden sich bei R. MEYER a. a. O. S. 5ff., 84ff. Vgl. auch die Abhandlung von LEXIS „Über gewisse Wertgesamtheiten und deren Beziehungen zum

kräfte. Würde jeder Einzelne im Volk ganz genau sein Jahreseinkommen in Genußmittelform verzehren, so würde ein Genußmittelbegehr entwickelt, der durch das Spiel der Preise die Produktionsunternehmer veranlassen würde, die Produktion so zu lenken, daß in jedem Jahre das Erträgnis eines ganzen Jahresringes von Produktivkräften die Gestalt von Genußmitteln annimmt. Wenn 10 Millionen Arbeitsjahre und die entsprechenden Bodennutzungen die Jahresdotation eines Volkes bilden, und dieses sein ganzes Jahreseinkommen in Genußmittelform verzehren will und verzehrt, dann ist eben auch notwendig, daß das Erträgnis von vollen 10 Millionen Arbeitsjahren zusamt den entsprechenden Bodennutzungen jährlich in Genußmittelform übergeführt wird: es ist alsdann für eine Kapitalvermehrung keine Produktivkraft disponibel, es wird nur der Beharrungszustand erreicht.

Verzehrt dagegen jeder Einzelne im Durchschnitt nur drei Viertel seines Einkommens und erspart das vierte Viertel, dann wird offenbar auch die Kauflust und Nachfrage für Genußmittel sinken. Es werden nur drei Viertel der früheren Genußmittel Begehr und Absatz finden. Würden die Unternehmer dennoch eine Zeit lang die alte Produktionsdisposition fortsetzen und für volle 10 Millionen Arbeitsjahre Genußmittel auf den Markt bringen, so würde das Überangebot gar bald ihren Preis drücken, verlustbringend gestalten und durch den Druck des Verlustes die Unternehmer veranlassen, ihre Produktion den veränderten Nachfrageverhältnissen anzupassen. Sie werden jetzt dafür sorgen, daß in einem Jahre nur das Erträgnis von 7,5 Millionen Arbeitsjahren in Genußmittelform übergeführt wird (sei es durch Ausreifung der ersten Reifeklasse, sei es durch additionelle Gegenwartsproduktion ~~und~~ und der Rest von 2,5 Millionen Arbeitsjahren, der von der laufenden Jahresdotation erübrig, kann und wird zur Kapitalvermehrung verwendet werden. Er wird verwendet werden; denn ein wirtschaftlich gebildetes Volk thesauriert nicht mehr, sondern legt das Ersparne an: durch Ankauf von Wertpapieren, Einlage in eine Bank oder Sparkasse, Darlehensgewährung etc. Auf diesen Wegen wird es dem Produktivkredit zugeführt, vermehrt die Kaufkraft von Produzenten zu Produktionszwecken, und wird so Ursache eines Mehrbegehres an Produktionsmitteln oder Zwischenprodukten, was in letzter Linie die Dirigenten der Unternehmungen veranlaßt, die disponiblen Produktivkräfte in begehrte Zwischenprodukte zu investieren.

Wir sehen also in der Tat einen genauen Zusammenhang zwischen

Geldwert“ (Tübinger Zeitschrift 44. Jahrg. 2. Heft, S. 221ff.), worin gleichfalls die jährliche „Konsumtionssumme“, „Produktionssumme“ und „primäre Einkommenssumme“ als „quantitativ nahezu zusammenfallende“ Größen behandelt werden.

~~Die Veränderung der Disposition wird, wie wir schon wissen, durch die mehrfache Verwendbarkeit vieler Kapitalgüter wesentlich erleichtert. Siche oben S. 146f.~~

Ersparung und Kapitalbildung. Erspart kein einzelner, so kann das Volk im ganzen kein Kapital bilden, weil der starke Genußmittelkonsum die Produzenten durch den Impuls der Preise zwingt, die Produktivkräfte, so anzuwenden, daß jährlich der Ertrag einer ganzen Jahresdotation von Produktivkräften in Genußmittelgestalt angeboten und aufgebraucht wird, wobei für Kapitalvermehrung keine Produktivkräfte frei bleiben; ersparen aber die einzelnen, so zwingt der veränderte Begehr abermals durch den Impuls der Preise die Unternehmer zu einer veränderten Disposition über die Produktivkräfte; es werden weniger Produktivkräfte im Laufe eines Jahres in den Genußdienst der Gegenwart gestellt und dafür die Menge jener Produktivkräfte vermehrt, deren Erträge im Schwebezustande von Zwischenprodukten sich befinden: es wird mit anderen Worten das volkswirtschaftliche Kapital zu Gunsten eines erhöhten Gütergenusses der Zukunft vermehrt¹⁾.

Nun ist noch ein dritter Fall möglich. Die Einzelnen können noch mehr als ihr Einkommen im Durchschnitt verzehren, sie können statt zu ersparen ihr Stammvermögen verschwenden. Nach unserer Theorie müßte das zu einer Verminderung des Volkskapitales führen, und das ist in der Tat so. Durch folgende Zwischenglieder hindurch. Bei vorherrschender Verschwendug wird mehr als das einjährige Einkommen des Volkes, also mehr als das Erträgnis eines Jahresringes von Produktivkräften, in Genußmittelgestalt zur Verzehrung gefordert. Die Produktion gibt dem Begehr, durch den Impuls der Preise genötigt, nach. Wenn z. B. die bisherige Disposition so getroffen war, daß die erste Reifeklasse des Kapitalstocks mit 6 Millionen Arbeitsjahren im laufenden Jahre ausreifen und von der laufenden Arbeitsdotation von 10 Millionen Arbeitsjahren 4 Millionen in Gegenwartsproduktion und die übrigen 6 Millionen zum Ersatz der Kapitalverzehrung verwendet werden sollten, jetzt aber durch den verschwenderischen Sinn der Bewohner der Jahresbegehr an Genußmitteln auf den Ertrag von zwölf Millionen Arbeitsjahren steigt, so werden die Produktionsunternehmer etwa folgendermaßen vorgehen. Sie werden vielleicht von der laufenden Arbeitsdotation nicht 4, sondern 5 Millionen Arbeitsjahre in die „Gegenwartsproduktion“ investieren, und dem entsprechend die Kapitalergänzung von 6 auf 5 Millionen Arbeitsjahre einschränken. Damit wäre eine Million des Mehrerfordernisses gedeckt. Gleichzeitig werden sie durch eine Änderung der Disposition mit solchen Kapitalgütern, welche eine mehrfache Verwendung zulassen, vielleicht noch den Ertrag einer weiteren Million von Arbeitsjahren aus höheren in die erste Reifeklasse dirigieren und so dem Genusse des laufenden Jahres zuführen, wodurch die zweite Million des Mehrerfordernisses

¹⁾ Recht wenig zutreffende Vorstellungen über dieses Thema hat Mr. BOSTEDT entwickelt in seinem Aufsatz über „The function of saving“ in den Annals of the Amer. Academy Vol. XVII (1901), S. 95ff.; vgl. meine Erwiderung ebenda S. 454ff.

gedeckt wird: die Volkswirtschaft empfängt jetzt in der Tat, die begehrten Produkte von 12 Millionen Arbeitsjahren zum Genuß¹⁾, aber auf Kosten des Kapitalbestandes, welcher durch mangelhafte Ergänzung um 2 Millionen Arbeitsjahre geschmälert wird²⁾. 55

Vielleicht habe ich schon zu viel Worte gemacht, um eine Wahrheit zu beweisen, die so naheliegend ist, daß sie von schlicht und ungelehrten denkenden Menschen gewiß nie bezweifelt worden wäre. Daß ein Kapitalstück, ein Hammer etwa, produziert werden muß, um zur Entstehung zu kommen, weiß jedes Kind. Und daß man einen Kapitalstamm nicht bilden und vergrößern kann, wenn man immerfort das ganze verfügbare Einkommen im Genuß verzehrt, wenn man mit anderen Worten nichts erspart, ist gleichfalls jedem schlchten Manne einleuchtend. Es blieb erst dem klügelnden Scharfsinn gelehrter Theoretiker vorbehalten, darein einen Zweifel zu setzen. Dazu wäre es übrigens schwerlich gekommen, wenn man, statt Lehrsatzformularien über die Bildung von Kapitalien zu geben, versucht hätte, den Kapitalbildungsprozeß zu voller plastischer Anschauung zu bringen. Hier liegt die ganze, aber auch fast die einzige Schwierigkeit dieser und vieler anderer nationalökonomischer Lehren; und hier, möchte ich hinzufügen, liegt auch der Grund des Mißkredits und des Mißerfolges so vieler abstrakter Deduktionen. Nicht die Methode verdient das Mißtrauen, sondern die Personen, die sie fehlerhaft anwenden. Und ihr Fehler liegt — da ja ordinäre Denkfehler bei tüchtigen Denkern doch nur ganz ausnahmsweise vorkommen — zumeist darin, daß sie von den Zuständen und Vorgängen, die sie als Voraussetzungen in ihre deduktiven Gedankengänge einführen, kein genug anschauliches und lebensvolles Vorstellungsbild vor ihrem geistigen Auge zu entwerfen, oder wenigstens dasselbe nicht kräftig genug durch alle Stadien der Deduktion hindurch festzuhalten vermögen. Statt an das Bild, das ihnen verschwommen oder versunken ist, halten sie sich dann nur allzu gerne an den Rahmen, der allein noch bleibt, an die Worte; und statt aus dem Wesen der Sache zu deduzieren, geraten sie unvermerkt in das gefährlichste und trügerischste Verfahren: sie treiben Dialektik mit hohlen leeren Worten. Dies ist es, was ich um jeden Preis vermeiden will; und wenn es mir schon nicht gelingt, mein Schifflein vorwurfsfrei zwischen allen Darstellungsklippen hindurch zu steuern, so will ich doch hier und sonst lieber zweimal den Vorwurf einer zu breiten Gegenständlichkeit erdulden, als einmal den der dialektischen Phrase. —

~~(1)~~ 6 Millionen aus dem ursprünglichen Bestand der ersten Reifeklasse, 1 Million aus der ihr durch Dispositionssänderungen zugeführten Verstärkung und 5 Millionen aus der laufenden Arbeitsdotation.

~~(2)~~ Er umfaßte ursprünglich den Ertrag von 30 Millionen Arbeitsjahren, gibt sieben Millionen an den Genüßdienst des laufenden Jahres ab und empfängt nur fünf Millionen zum Ersatz, womit er von 30 auf 28 Millionen Arbeitsjahre herabsinkt.

Ergänzen wir endlich unsere positiven Darlegungen noch durch eine kurze kritische Betrachtung der wichtigsten gegnerischen Einwendungen. Zwei derselben scheinen mir der Beachtung besonders wert. Eine geht dahin, daß die meisten Kapitalgüter ihrer Natur nach zum unmittelbaren Genusse ganz ungeeignet sind. Es koste daher nicht das mindeste Opfer, sie einem Genusse zu entziehen, zu dem sie ohnedies nicht tauglich sind, und es sei daher auch lächerlich, von der „Nichtverzehrung“ der Dampfmaschinen und Bodenmeliorationen, Dachziegel, Erzklumpen usw. wie von einem Akt der Ersparung oder Enthaltsamkeit zu reden¹⁾.

Mir scheint dies ein etwas wohlfeiles, aber sehr gutes Argument gegen Leute zu sein, welche die Ersparungstheorie oberflächlich oder falsch formulieren: allein gegen das Wesen der Theorie wird damit nichts bewiesen. Wer nämlich die Ersparungstheorie so plump verstehen wollte, als ob die fertigen Kapitalgüter in der Gestalt, in der sie jetzt liegen und stehen, „erspart“ werden müßten, der muß sich allerdings entgegenhalten lassen, daß man die eisernen Maschinen doch nicht hätte auffessen können²⁾. Aber das ist gar nicht die Meinung der besonnenen Vertreter jener Theorie. Was sie behaupten, ist nur, daß ohne Ersparung Kapital nicht gebildet und vermehrt werden kann, daß die Ersparung eine ebenso unerlässliche Bedingung der Kapitalbildung ist als die Arbeit. Und das ist buchstäblich richtig. Freilich die Maschinen selbst hat man nicht erspart, sondern gebaut. Aber damit man sie bauen konnte, mußte man vorher die dazu nötigen Produktivkräfte dem Genußdienst der Gegenwart entzogen, also im eigentlichsten Wortsinne erspart haben³⁾.

¹⁾ Besonders drastisch dargestellt von den Schriftstellern der sozialistischen Richtung, z. B. LASSALLE, „Kapital und Arbeit“ S. 69 ff., RODBERTUS, „Das Kapital“ S. 271. In etwas abgeschwächter Form vertritt dieselbe Lehre auch WAGNER, „Grundlegung“, 2. Ausg. S. 600, der zwischen Gütern unterscheidet, denen die Kapitaleigenschaft inhaerent, und solchen, denen sie nicht inhaerent ist. Erstere seien wenigstens „direkt“ kein Objekt der Ersparung. Ähnlich KLEINWÄCHTER, SCHÖNBERGSches Handbuch, 1. Aufl. S. 178.

²⁾ LASSALLE a. a. O.

³⁾ In der zweiten Auflage des SCHÖNBERGSchen Handbuchs (S. 214) kommt auch KLEINWÄCHTER unserer Auffassung einen starken Schritt entgegen, indem er sie wenigstens für eine Hauptgruppe der Kapitalgüter, für die Produktionswerkzeuge billigt. Er läßt es gelten, daß die Herstellung von Produktionswerkzeugen „jedesmal bis zu einem gewissen Grad eine Verzichtleistung auf einen unmittelbaren Genuß involviere“, weil die Stoffe, die zur Herstellung von Produktionswerkzeugen benutzt werden, auch zur Herstellung von irgend welchen Genußgütern hätten verwendet werden können; und es sei nichts dagegen einzuwenden, einen solchen Genußverzicht als Ersparung zu bezeichnen. Anders sei es dagegen mit Stoffen der Produktion. Diese, z. B. rohe Wolle, Steine und Kalk, könne man unmittelbar in keiner Weise genießen, also auch nicht ersparen, sie seien also wirtschaftlich nur als Arbeitsprodukt und gar nicht als Resultat der Sparsamkeit anzusehen. KLEINWÄCHTER ist hier nicht konsequent. Bei den Produktionswerkzeugen sieht er — ganz richtig — nicht darauf,

Vielleicht ist zur Schlichtung dieser Kontroverse die Bemerkung dienlich, daß man mit dem Begriff des Ersparns durchaus nicht notwendig die Vorstellung eines opfervollen und moralisch verdienstlichen Entsagens verknüpfen muß¹⁾. Das Ersparen kann opfervoll und verdienstlich sein, muß es aber durchaus nicht sein. Wer ein kleines Einkommen besitzt, wird allerdings nur unter empfindlicher Entbehrung und bei kräftiger Selbstbeherrschung von seinem Wenigen etwas zurücklegen können; wer dagegen eine Million Gulden Jahreseinkommen hat, und sich begnügt, eine halbe Million zu verzehren, während er die andere halbe Million kapitalisiert, braucht durchaus kein Entsagungsheld zu sein. Zur Kapitalbildung ist nun einfach die Tatsache einer Ersparung unerlässlich: ob mit oder ohne moralisches Opfer und Verdienst, ist für den Erfolg gleichgültig. Und im Zusammenhange damit steht es, daß man die theoretische Wahrheit, daß „Ersparung“ zur Kapitalbildung notwendig ist, durchaus nicht zu einer moralischen oder sozialpolitischen Rechtfertigung alles und jedes Kapitalzinsbezuges fruktifizieren kann und darf. Es liegt hier wieder ein Fall vor, in dem die von mir an einer anderen Stelle²⁾ gerügte Verquickung des theoretischen und sozialpolitischen Zinsproblems eine Menge Unheil gestiftet hat. Eine Partei vermischt falschlich die theoretische Erkenntnis, daß der Kapitalbildung eine Ersparung vorhergegangen sein muß, mit dem moralischen Urteil, daß der Kapitalzins durch „Entsagungsverdienste“ gerechtfertigt sei; und die andere Partei, die ganz richtig erkannte, daß diese Rechtfertigung in solcher Allgemeinheit nicht zutreffend ist, ließ sich durch dieselbe Vermischung der Probleme verleiten, mit der falschen sozialpolitischen Folgerung auch die wahre theoretische Prämisse zu leugnen. Die gehörige Unterscheidung wird beiden Parteien zu ihrem Rechte verhelfen: gestehen wir an RODBERTUS und LASSALLE ohne weiteres zu, daß das Ersparen keine moralische Heldentat und daher auch kein ausreichender sozialpolitischer Rechtfertigungsgrund des Kapitalzinses zu sein braucht, aber fordern wir dafür die Anerkennung der theoretischen Wahrheit, daß eine objektive Ersparung zur Kapitalbildung allerdings erfordert wird.

Ein zweiter Einwand legt den Nachdruck darauf, daß man, um ein

ob man die fertigen Werkzeuge selbst genießen können, sondern darauf, ob man durch die Mittel, aus denen man die Werkzeuge anfertigt, sich hätte einen Genuss verschaffen können; und weil dies der Fall ist, bejaht er die Frage nach der Ersparung. Wäre er diesem Gedankengange auch gegenüber den Stoffen der Produktion treu geblieben, so hätte er sehen müssen, daß man mit denselben Produktivkräften, mit denen man Steine für den Hausbau bricht, oder Kalk für Mörtel gewinnt, sich auch unmittelbare Genußmittel hätte verschaffen, z. B. Wild erjagen oder Fische fangen können, und daß daher auch hier aus ganz denselben Gründen und in ganz derselben Weise, wie bei den Werkzeugen, eine Ersparung ins Spiel kommt.

¹⁾ Vgl. oben S. 138.

²⁾ „Gesch. und Kritik“, 2. Aufl. S. 2ff. und 4. Aufl. S. 2ff.

Kapital ansammeln zu können, mehr erwerben muß, als man braucht, und will daraus folgern, daß es eigentlich die Produktivität der Arbeit und die Arbeitsamkeit sei, der man die Kapitalbildung verdanke, und nicht die Sparsamkeit. So führt RODBERTUS eingehend aus, daß, wenn im Anfange der wirtschaftlichen Entwicklung ein „isolierter Wirt nicht Zeit hat, sich ein Werkzeug herzustellen, weil er immerfort von der Hand in den Mund leben muß“, die Schuld lediglich an einer zu geringen Produktivität der Arbeit liege. Erhöht sich diese Produktivität später so weit, daß z. B. schon acht Arbeitsstunden zur Beschaffung des täglichen Lebensunterhaltes genügen, dann „behält er von der Arbeitszeit, die er bisher gänzlich auf die Beschaffung seiner Notdurft richten mußte, einen Teil für andere Arbeit übrig, und diese erübrigte Arbeit ist es, die er jetzt auf Herstellung eines Werkzeuges zu richten im Stande ist“. Und aus dieser — sehr richtigen — Beobachtung zieht RODBERTUS den Schluß, daß „nur die Steigerung der Produktivität der Arbeit, und kein Sparen, die Entstehung solches ersten Kapitales ermöglicht“¹⁾. Und noch kürzer und drastischer gibt KLEINWÄCHTER demselben Grundgedanken Ausdruck, wenn er sagt: „Wer einen Teil, etwa die Hälfte, seiner erworbenen Einkünfte zur Sparkasse trägt, ist einfach fleißig. Er könnte z. B. durch eine fünfstündige tägliche Arbeit seinen knappen Lebensunterhalt verdienen und etwa jeden Nachmittag seiner Erholung oder seinem Vergnügen widmen, statt dessen arbeitet der Mann täglich zehn Stunden und trägt, was er am Nachmittag erwirbt, regelmäßig zur Sparkasse“²⁾. (2)

Ich glaube, dieser Einwand ist sehr leicht zu entkräften. Es ist eben nicht richtig, daß jener Mann „einfach fleißig“ ist. Er ist fleißig und sparsam. Wäre er einfach fleißig, so würde er den Ertrag der Nachmittagsarbeit samt dem Ertrage der Vormittagsarbeit alle Tage für unmittelbaren Lebensgenuß ausgeben. Daß er es nicht tut, kommt daher, daß er auch sparsam ist. Es soll sehr gern zugegeben werden, daß größere Arbeitsamkeit, deren Ertragnis den notwendigen Bedarf weit überschreitet, und daß ebenso größere Produktivität der Arbeit das Sparen sehr erleichtert, sowie endlich auch, daß ohne Erwerb ein Ersparen sowohl als eine Kapitalbildung schlechterdings unmöglich ist: allein es muß ebenso nachdrücklich die Anerkennung dafür gefordert werden, daß auch der größte Erwerb zu einer Kapitalbildung nicht führen kann, wenn nicht ein Teil des Erwerbs dem gegenwärtigen Genuß entzogen, d. i. erspart wird. Produktion und Ersparung bilden eben zwei gleich unentbehrliche Bedingungen der Kapitalbildung und nur durch dialektische Einseitigkeit, die freilich leider gerade in der Lehre vom Kapitale eine nur allzu

¹⁾ Das Kapital S. 242f.

²⁾ KLEINWÄCHTER in der zweiten Aufl. des SCHÖNBERGSCHEN Handbuches S. 215.

große Rolle gespielt hat, konnte die Mitwirkung einer derselben negiert werden^{1).}⁶⁾

Gerade ich aber mit dieser Entscheidung nicht in Widerspruch mit dem im letzten Abschnitte so nachdrücklich verfochtenen Satze, daß alle Güter und daher auch die Kapitalgüter nur aus zwei Elementen, unter denen sich das Sparen nicht findet, nämlich aus Natur und Arbeit

Eine drastische Illustration zu diesen Worten kann man in den oben erwähnten Ausführungen von ROBERTUS finden. Noch auf S. 242 begnügt er sich, aus der Tatsache, daß man bei zu geringer Produktivität der Arbeit nicht sparen und kein Kapital bilden kann, den ganz richtigen Schluß zu ziehen, daß „notwendig noch ein anderes Moment als das Sparen ins Mittel treten muß“, womit dem Sparen die richtige Stellung als ein für sich allein nicht zureichender, aber immerhin als ein Faktor der Kapitalbildung angewiesen wird. Erst auf S. 243 wird die Tatsache, daß auch ein gewisser Grad der Produktivität der Arbeit unerlässlich ist, dialektisch dahin übertrieben, daß nur die Steigerung der Produktivität und gar nicht das Sparen die Kapitalbildung ermöglicht. — Trotz dieser schon in der ersten Auflage vorgebrachten Darlegungen hält KLEINWÄCHTER auch noch in seinen neueren Äußerungen zur Sache (z. B. Lehrbuch der Nationalökonomie 1902 S. 136ff.) an dem hier kritisierten Standpunkt im Wesen fest und begnügt sich mit einigen, nach meinem Dafürhalten unzureichenden Milderungen im textlichen Ausdruck. Ebenso wenig scheint mir eine dialektische Wendung befriedigen zu können, die sich GIDE für unser Problem zurechtgelegt hat. Er geht davon aus, daß jede Kapitalbildung einen Überschuß der erzeugten über die verzehrten Güter voraussetzt. Dieser Überschuß könnte aber auf zweierlei Weise entstehen; entweder dadurch, daß „die Produktion die Bedürfnisse übersteigt“, oder dadurch, daß die Verzehrung opfvoll (péniblement) „unter das Bedürfnis herabgedrückt wird“. Nur auf den zweiten Fall würde der Name einer „Ersparung“ passen; glücklicherweise sei aber der erste der weitaus häufigere und historisch sogar der einzige, der jemals zur Kapitalbildung geführt habe. (Principes, 9. Aufl., S. 134.) Ich glaube, GIDE hat hier eine vulgäre Redensart zu wörtlich genommen. Man führt in der Tat oft die Phrase im Munde, daß „die Produktion die Bedürfnisse übersteigt“, aber niemals in demjenigen strengen und buchstäblichen Sinn, den diese Worte in der von GIDE aufgestellten Alternative erhalten. Daß die Produktion wirtschaftlicher Güter eine Reichlichkeit erlangt, welche buchstäblich die Bedürfnisse der wirtschaftenden Menschen übertrifft, allen Bedürfnissen volle Deckung bieten und darüber hinaus noch einen Überschuß lassen würde, ist praktisch ganz ausgeschlossen; die in solchem Überfluß vorhandenen Güter würden ja aufhören, wirtschaftliche Güter zu sein, und man würde aufhören, sie zu produzieren. Auch bei reichlichster Produktion können vielmehr die Leute, welche Kapitalien zurücklegen, ihre Bedürfnisse nicht bis zur letzten Neige befriedigen, und jede Rücklage geht auf Kosten irgend einer — wenn auch unwichtigen — Bedürfnisschicht, die wegen der Rücklage unbefriedigt bleiben muß. Alle tatsächliche Kapitalbildung erfolgt daher — im strikten Gegensatz zur Meinung GIDES — nach der zweiten Alternative, durch ein „Herabdrücken der Verzehrung unter das Bedürfnis“ mit bloßen Unterschieden im Grade der Wichtigkeit derjenigen Bedürfnisse, die durch jenes Herabdrücken um ihre momentane Befriedigung kommen. Auf das „péniblement“, auf das Dasein oder die Größe eines „Opfers“ kommt es aber, wie schon mehrfach bemerkt, für die objektive Tatsache des Ersparns überhaupt nicht an: Das Ersparen ist viel öfter das Ergebnis eines klugen wirtschaftlichen Nutzkalküls, als einer Neigung Opfer zu bringen; und das nicht bloß bei reichen, sondern auch bei armen Sparern!

hervorgehen¹⁾? — Gewiß nicht. Es fällt mir nicht ein, so wie dies SENIOR seinerzeit getan hat²⁾, aus der Ersparung einen dritten Produktionsfaktor neben Natur und Arbeit konstituieren zu wollen. Sie steht nicht neben diesen Faktoren, sondern im Hintergrunde hinter ihnen. Sie teilt sich nicht mit ihnen in das zu leistende Produktionswerk, so daß sie irgend einen Teil desselben aus Eigenem bestritte, sondern sie bewirkt nur, daß die Produktivkräfte Natur und Arbeit, die jedenfalls das ganze Produktionswerk allein bestreiten müssen, sich gerade auf dieses und kein anderes Produktionsziel, auf die Erzeugung von Kapitalgütern und nicht von Genüggütern richten. Sie hat mit einem Worte ihren Platz nicht unter den Mitteln der Produktion, sondern unter den Motiven, die über die Richtung der Produktion entscheiden; und darum kann auch der Satz, daß Natur und Arbeit die einzigen wahren Produktivkräfte sind, ganz gut neben der weiteren Behauptung bestehen, daß, wenn Kapital entstehen soll, vorher gewisse psychische Dispositionen vorhanden sein müssen, durch welche auf einen Teil des erreichbaren augenblicklichen Lebensgenusses verzichtet, oder eine „Ersparung“ beschlossen wird.

Die Ersparung, wendet man wohl noch ein, sei ein „Nichtverzehren“, also etwas rein Negatives: eine reine Negation könnte aber gar nichts hervorbringen³⁾. Ich glaube, daß aus diesem Argument mehr Dialektik als Wahrheit spricht. Ist es denn überhaupt richtig, daß das Ersparen etwas rein Negatives ist? Wie kommt es denn, daß, obwohl doch nichts leichter ist als ein „reines Unterlassen“, so vielen Menschen das Ersparen so ungemein schwer und sauer wird? In Wahrheit ist das Ersparen ein seelisches Handeln, und zwar oft — nicht immer — ein recht mühsames seelisches Handeln, das erst aus langen Überlegungen und Kämpfen zwischen widerstreitenden Motiven hervorgeht. Ein Produktionsakt wird dadurch freilich nicht ausgeführt, und insofern haben die Vertreter des obigen dialektischen Argumentes am Ende ganz recht, wenn sie dasselbe denjenigen Theoretikern entgegenhalten, die die Ersparung durchaus zu

¹⁾ Ein analoges Bedenken hat schon der alte LAUDERDALE gegen die Ersparungs-theorie geäußert; „Inquiry“ 207f., 272.

²⁾ „Political Economy“ 3. Aufl. p. 57ff., wo drei große „Agents“ oder „Instruments of Production“ unterschieden werden: „Labour“, „natural agents“ und „abstinence“.

³⁾ MARX „Das Kapital“ I, 2. Aufl. S. 619 in der Note: „Der Vulgärökonom hat nie die einfache Reflexion angestellt, daß jede menschliche Handlung als „Enthaltung“ von ihrem Gegenteil aufgefaßt werden kann. Essen ist Enthaltung von Fasten, Gehen Enthaltung von Stehen, Arbeiten Enthaltung von Faulenzen, Faulenzen Enthaltung von Arbeiten etc. Die Herren täten wohl, einmal nachzudenken über SPINOZAS: Determinatio est negatio.“ GIDE, „Principes d'Éc. Pol.“ p. 168: „Un acte purement négatif, une abstention ne saurait produire quoi que ce soit . . . Sans doute on peut dire que si ces richesses avaient été consommées au fur et à mesure qu'elles ont pris naissance, elles n'existeraient pas à cette heure, et qu'en conséquence l'épargne les a fait naître une seconde fois. Mais à ce compte, il faudrait dire qu'on produit une chose toutes les fois qu'on s'abstient d'y toucher et la non destruction devrait être classée parmi les causes de la production, ce qui serait une singulière logique.“

einem dritten Produktionsfaktor stempeln wollen. Wohl aber genügt ein solches bloß seelisches Handeln, um diejenige Rolle wirksam auszufüllen, die wir der Ersparung im Kapitalbildungsprozesse zugewiesen haben: nämlich einen Einfluß auszuüben auf die Richtung der Produktion.

Mag es übrigens mit der „reinen Negation“ bestellt sein wie es will: auf keinen Fall dürfen wir uns durch dialektische Bedenken abhalten lassen, wichtige wissenschaftliche Tatsachen festzustellen. Und eine solche wichtige Tatsache, die gerade deshalb, weil sie bestritten worden ist, nur desto nachdrücklicher hervorgehoben werden muß, ist es, daß der Fortschritt der Kapitalbildung in einem kausalen Zusammenhange mit der Ausdehnung der Genußansprüche steht, welche die Einzelnen und die ganzen Völker an den Augenblick stellen. Wer — sei es ein Einzelner oder ein Volk — die Genußansprüche des Augenblickes soweit ausdehnt, daß er das ganze Maß an Lebensgenuss, das ihm durch sein Einkommen für die laufende Periode ermöglicht wird, in der laufenden Periode auch wirklich erschöpft, der kann weder Kapital neu bilden, noch das vorhandene vermehren: und diese Tatsache findet ihren sprachlich richtigen und für jeden, der nicht Verfänglichkeiten künstlich hineindeutelt, auch unverfänglichen Ausdruck in dem Satze, daß Ersparung eine unentbehrliche Bedingung der Kapitalbildung ist¹⁾.

Mit dem so schwer errungenen Bescheid, daß das Kapital durch Ersparung und produktive Widmung des Ersparten entsteht, ist indes noch immer erst eine halbe Antwort auf die Frage nach der Kapitalbildung gegeben. Denn man muß sofort weiter fragen: wovon hängt es denn ab, ob die Leute ersparen und Zwischenprodukte erzeugen können, erzeugen wollen und wirklich erzeugen? Genau genommen ist diese zweite Frage die wichtigere: sie zielt die auf treibenden, wirkenden Kräfte, während das Vorangegangene nur erst die äußeren Formen des Vorganges der Kapitalbildung dargelegt hat.

Die allgemeinste, aber freilich in dieser Allgemeinheit noch unzureichende Antwort lautet: Die Leute handeln unter der Direktive des Güterwerts. Ich berühre hiermit ein Thema, das zu wichtig und zu schwierig ist, um sich bloß im Vorübergehen besprechen zu lassen. Zudem ist die Theorie vom Güterwerte berufen, das Fundament für die Lösung der Hauptaufgabe dieses Werkes, für die Erklärung des Kapitalzinses zu liefern. Ich breche daher die Theorie der Kapitalbildung hier ab, um an einer gelegenen Stelle des IV. Buches noch einmal kurz auf sie zurückzukommen und ihr den noch fehlenden inneren Abschluß zu geben.

¹⁾ Ich will nicht a priori in Abrede stellen, daß es vielleicht gelingen kann, einzelne subtile Beispiele zu ersinnen, in denen Kapital (u. z. Sozialkapital) ohne eigentliche „Ersparung“ entsteht: aber um so fester halte ich an dem Satze fest, daß an der unendlich überwiegenden Hauptmasse der volkswirtschaftlichen Kapitalbildung die „Ersparung“ in der von mir gekennzeichneten Weise beteiligt ist.